Herausgeber:
B.St.Fjöllfross

Messager National Prussien
Preußischer
Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf

seit 2003

Prussian Land Messenger
Landbote
gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit

Borussiam et veritatem debere

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft
ISSN 1613 -8910
erscheint zu Brandenburg an der Havel

QVID AGIS PRVDENTER AGAS ET RESPICE FINEM

Bücher, Filmbesprechungen, Kultur

Volumen 08

*(*20.01.2009 - 07.05.2010*)*

Der Preußische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,
e-Mail info@landbote.com, V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross
gesetzt in Garamond 9Pt,
2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Julei 2011

12,5 Pfennig

Ein Bilderbuch durch die Brandenburger Endachtziger von Annegret Franke

K. K. Bajun

Wer die Havelstadt liebt, der wird diesen kleinen und unscheinbar einherkommenden Bildband aus der Hand Annegret Frankes sehr wertschätzen. Es sei denn, der kritische Blick verträgt die Auseinandersetzung mit einer ungeschminkten Vergangenheit nicht. Es sei denn, der kritische Blick blendet lieber aus, was dem Auge unangenehm scheint. Denn die Photographien, von der Hobbyphotographin einst aus der Straßenbahn heraus geschossen, oder die Trasse des „Eisenschweines" bis in Brandenburgs jüngsten Stadtbezirks Hohenstücken begleitend, sind unprätentiös, ungeschminkt und sehr, sehr authentisch. Wir tauchen ein in die letzten Jahre der DDR, wir begegnen den Uniformen der Straßenbahner, den Fahrscheinverkäuferinnen in Wollpullover und Kittelschürze. Wir sehen die Wohnblöcke des einst begehrtesten Wohnviertels der Stadt aus dem aufgewühlten Sand wachsen, der einst die Hohen Stücken bedeckte. Bauelemente aus Beton, Röhren und U-Profile dienen Kindern als Abenteuerspielplätze, aber auch schabbige Kletterpilze, von den Kindern selbst begeistert beklettert. Schwarz-weiß kommen die Bilder einher und es ist soviel Stimmung in ihnen, soviel Ausdruck.

Die Autorin fängt Momente ein in all ihrer Dynamik und ungekünstelten Lebensechtheit. Wer diese Bilder als widerlich bezeichnet, wie es verschiedentlich vorgekommen sein soll, der dokumentiert damit nur eines – die eigene abgrundtiefe Dummheit und kulturelle Unbildung. Denn ein solcher unsachlicher und ungebildeter Kritiker spuckt den Dargestellten vor die Füße, den jungen Männern beispielsweise in dem grisen Wartehäuschen, das beinahe etwas hilflos anmutend durch die Darstellung einiger floraler Motive auf der Wand mehr Farbe in ein ansonsten tristes Stadtbild zu bringen versucht. Ein solcher Dummkopf spuckt jungen Frauen und lachenden Kindern vor die Füße, die nichts anderes hatten als dieses Lebensumfeld, Kindern, die ihre Schulranzen am Rande einer Straße niedergelegt hatten und sich mit Gartenhacken an die Verschönerung eben dieses, ihres Stadtbezirkes machten. Nein, diese Bilder machen nicht nostalgisch, erwecken keine Sehnsucht nach einer „guten, alten Zeit", die es eh nie gab. Aber sie wärmen das Herz demjenigen, der es nicht nötig hat sich der eigenen Vergangenheit zu schämen, der zurückdenkt an eine Epoche, da die Menschen ebenfalls lachten, spielten und sich ihres Lebens freuten. Dieses Buch ist keine Anklage an die Ära grauer Hausfassaden – es ist eine Reminiszenz an die Farbe in den Herzen der Menschen. Und es ist gekonnt, es ist beseelt und es ist für einen, der Brandenburg an der Havel liebt – unverzichtbar.

Auferstanden aus den Kleidern…

Vor zwei Jahren legte Tom Wolf sein „Kreideweiss" vor

J.-F. S. Lemarcou

"Da habe ich also, meine Herren,", flötete unheilschwanger der Chefredakteur bei der allmorgendlichen Redaktionssitzung, "jüngst in die Tiefen unserer Bibliothek hineingelangt, just dort, wo die Wolfs versammelt stehen und was, meine Herren glauben Sie, wurde mir in den nächsten zwei Tagen zur spannenden Bettlektüre?" Die Frage hatte einen so unverkennbar scharfen Ton angenommen, dass sämtliche Kollegen einschließlich Herrn Akinokawas einen kreideweißen Gesichtsausdruck annahmen. "Einen Wolf also", murmelte Herr Bajun, den das alles nichts anzugehen schien, während er seine Pfeife nachstopfte. "So, so... einen Wolf... Nun, wer schriebe spannendere und unterhaltsamere Krimis denn unser geschätzter Wolf!" „Eben" quiekte Herr Fjøllfross schrill, dass selbst unserem kampferprobten Juden, dem Herrn Druckepennig, das Blut in den Adern gefror. „Und denken Sie nur, mein lieber Stellvertreter und Kulturchef, da sehe ich in unserem Archiv nach, was wir wohl zu diesem Wolfe geschrieben haben – und was finde ich? NICHTS!" Die Stirne runzelnd nahm Herr Bajun die Pfeife aus dem Munde. „Nun, da schicken Sie doch noch mal den Ladenschwengel in die Loipe..." Hübnern wich die letzte Farbe aus dem Teint. Doch der Chef achtete seiner nicht: „Brauche ich nicht, lieber Bajun, brauche ich nicht. Es geht nämlich um „Kreideweiß – Letzte Schreie"!"

Herrn Bajun erstarrte für einen Augenblick das selbstgefällige sibirische Gähnen mitten im Gesicht, was jedoch kaum auffiel, denn niemandes Blicke gelüsteten es nach den zuckenden Blitzen zwischen den beiden Granden des Landboten. Buchstäblich alle entsannen sich der Tage im Herbst 2008, als geknurrte und gebrüllte Wortfetzen aus dem Büro des Vizes auf den Flur dröhnten: „...verdammte Schwuchteln, Modegecken, notgeiler Hohenzollern...", „...watt'n Urwald an Drapage, kommt keine Sau mehr hinterher – Gott schütze den Erfinder des Tangas – ein einziger Begriff für wenig Fummel – mehr braucht kein Aas auf der Welt!" und wie er Hübnern, den Volontär, alle Stunde nach einem Fläschlein Stolitschnaja sandte, ihm hinterherbrüllend, „...ziehen Sie sich einen Manteau über, husch husch, es ist kalt...", oder „vergessen Sie Ihres Habits nicht...!". Von Hübner sah man in solchen Augenblicken regelmäßig nur noch einen Kondensstreifen und wenn er das Gewünschte zaghaft an die Vizetüre klopfend herein brachte, so vernahm man das klägliche Gejaule des Sibirjaken, man müsse seinen hessischen Bruder, den Dr. Isegrim, in der Wolfsgrube gefangen und übel kujoniert, ihm das Werk quasi auf der Tortur abgepresst haben und er hätte da auch schon wen in Verdacht...

Das war nun anderthalb Jahre her und nun, ausgerechnet nun musste der Alte das Büchlein aus dem Schranke ziehen. Doch der Norweger hatte sich bereits ausgetobt, zu nahe wollte er seinem Kulturchef auch nicht auf den schwarzen Pelz rücken. Und so kam das Buch in meine Richtung geflogen, beinahe meinen geliebten Bordeaux über des Tisches Rand befördernd. „Lesen Sie's, Monsieur, und sagen Sie mir und der Welt hernach, wie gut es ist!" Die implikative Aufforderung beinhaltete schon das Ends-Urteil. Wer beschreibt meine Erleichterung, als ich nach 252 rasend und gierig durchmessenen Seiten feststellte, es sei mir ein leichtes mit dem Chef d'accord zu gehen. Das Buch ist wunderbar. Sicher, sicher – der Kasak tragende Russe hat schon recht: Ist das Rokoko schon eine der opulentesten Epochen schlechthin gewesen, so spiegelt es sich just in diesem Preußen-Krimi des Dr. Tom Wolf wie in sonst wohl keinem anderen.

Mit gewohntem phänomenalen Wortwitz öffnet uns der Homburger den Blick ins Jahr 1772. Ein Jahr vor der Revolution in meiner Heimat schlägt die Dekadenz der gehobenen Schichten Purzelbäume, während die unteren Chargen bereits ihre Hunde und ihre Schippenstiele aufzufressen beginnen. Der Autor nimmt uns mit auf eine, wie Herr Bajun richtig bemerkte, rechte „Dschungeltour" durch die Couture des ausgehenden 18. Jahrhunderts, als ein aldliges Weibsbild mehr Kleidungsteile über der Haut denn Knochen darunter trug. Und alle, alle Firlefanzien zählt der nimmermüde Romancier enzyklopädisch auf, keine Falbel, keine Bordüre, kein Jabot lässt er aus, der Monsieur Schriftsteller. Lehrreich und bildend wie immer..., vor allem die Damenwelt sollte von denen ins Detail gehenden Schilderungen begeistert sein. Das eigentliche Faszinosum aber findet sich wiederum auf den Nebenkriegsschauplätzen dieses Buches: Da kolportiert Tom Wolf spitzzüngig die Vertreter der Modewelt, die „Laffen", wie Herr Bajun sich

ausdrückt und das Wort „Laffe“ etymologisch unkorrekt, dafür aber stock und steif als Abbreviatur der Bezeichnung „Lackaffe“ erklärt. Dennoch lässt Herr Wolf gerade bei Leuten wie dem Couturier Mister Charles Lakefield – man interpretiere diesen Familiennamen mal als false friend ins Deutsche und imaginiere dabei einen bekannten deutschstämmigen Hungerhaken, der noch immer die Metropole an der Seine verunsichert – am Schluss seiner Erzählung eine grandiose, beinahe un-Wolf‘sche Milde walten. Wieder einmal gelingt es dem plaudernden Genius Wolf die Kreationen der Neuzeit, wie Modeschauen auf Catwalk-Stegen, seinem Handlungsrahmen einzuverleiben – und, wer hat‘s erfunden: Natürlich sein Zweiter Hofküchenmeister und Chefermittler Langustier, selbstredend ganz nebenbei und aus der Not geboren... !

Er ist ein Schalk, wie es ihn seit Villon nicht mehr gab, oder zumindest seit Arno Holz, dieser Tom Wolf. Und wenn der Beruf eines Narren der wert- und anspruchsvollste der Welt ist, weit diffiziler noch als selbst der eines Steuerberaters in der Bundes-Bananenrepublik, dann sollte dieser Tom Wolf seine literarische Narrenklatsche tragen dürfen wie ein Marschall seinen Marschallsstab und ein König sein Zepter. Über all die staunenswerten und lustigen und fesselnden Kapriolen, die der Feder Wolfens entfließen, ist man beinahe geneigt, das genialste Moment an diesen Krimis schlechthin zu übersehen: Diese unnachahmliche Art Spannungsbögen aufzubauen. Der Mann schreibt, dass man meint, man säße in einem Kino. Er parliert bildlich, plastisch, entwirft in luftiger Höhe waghalsige erzählerische Salti, die trotzdem einem unsichtbaren Faden folgend am Ende punktgenau und zielsicher auf dem schmalen Seile landen, das der Autor beginnend mit dem ersten Buchstaben gespannt hat. Wo hat er all diese Welten her, von denen er schreibt? Er, der just in diesem Buche die eigene Zunft, die der Journaille nämlich und damit sich selbst, so herrlich auf die Schippe nimmt?

Ist da schon ein ganzer Kosmos fix und fertig im Wolfskopf, bevor die Feder das erste Mal in die Tinte tunkt oder balanciert Preußens intelligentester Schreiber auf einem Drahtseil, dass erst in dem Moment einen Zoll weit nach vorne wächst, in dem der Autor seinen nächsten Schritt tut? Er ist ein Mysterium – dieser Mann – der uns nur durch ein winzigen Spalt seiner Theaterlandschaft hinter die Kulissen seiner Seele blicken lässt: Es ist die heile, allzu heile Welt der Großfamilie seines ermittelnden Küchenchefs und Schöngeists Langustier, ein Deus ex machina, der so sakrosant ist, dass Wolf wohl über seinen deduzierenden Koch, nicht aber über dessen privates Lebensumfeld zu lachen vermag. Ein übers andere Mal möchte man rufen: „Mensch, Honoré, hau doch mal Deinen Blagen von Enkeln mit der Kelle auf die Pfoten, raunz‘ doch mal Deine Tochter an, zieh Deiner Rahel einfach so mal in der Küche den Rock runter, fass‘ doch nur einmal so richtig vulgär in die Scheiße!“ Hier und nur hier schwächelt die Dramatik des späteren Wolf‘schen Opus gelegentlich, hier ist alles so persilweiß, idyllisch und spannungsfrei. Hier hätte Herrn Bajuns Gemaunze einen Sinn gehabt, nicht beim Verriss des Topos eines rokokoesken Modekosmos. Ein geplatztes Abflussrohr inmitten des preußischen Elysiums, sei es im Delikateß-Comptoire zu Berlin, in der Villa am Heiligen See oder draußen in Caputh. (Dort müsste nicht mal was platzen – der Stank der bösen Dorothea weht von selbst noch durch die Säcula...).

Und so ist es ein weiteres Wunder, wie Wolf das jedesmal hinbekommt, den kriminalistisch mitfiebernden Leser buchstäblich bis zu den letzten Seiten bei der Nase herum zu führen, so wenig differenziert er die einzelnen Charaktere bis dato zeichnet, sie müssten sich doch im Laufe der Handlung verraten, sie müssten Farbe bekennen, rabenschwarz oder kreideweiß – tun sie aber nicht. Lieber Herr Wolf – gibt es eigentlich eine etymologische Verwandschaft zwischen den Wörtern fou und f(il)ou [Narr/Lausejunge]? Seit ihrem „Letzten Schrei“ des Jahres 2008 ganz gewiss! Und – wenn Sie Herrn Bajun treffen sollten, ich weiß, sie mögen den alten, leibesmächtigen Russen – verraten sie – francophil wie Sie erwiesenermaßen nun mal sind, nicht einen schneckenfressenden und rotweinsaufenden Sohn der Loire, dass er an seinem Kulturboss vorbei eines Ihrer Werke hoch leben ließ, welches dieser einst begrantelte. Selten sind die Fürsten leutselig, wenn es um eine Korrektur einst gefasster Entscheidungen geht... Na ja, wem sage ich das!

Blut verlangt nach Blut

1. Theaterfrühling holt Italien nach Viesen

von Michael L. Hübner

Das Heilige Römische Reich zerfällt in drei Teile: den italienischen Stiefel südlich der Alpen, Deutschland im Norden und – für einen Nachmittag – Viesen unterhalb des Fieners. Dort nämlich führte Lehnschulzin Katja Schröder anlässlich des 1. Viesener Theaterfrühlings italienische Verhältnisse auf dem weitläufigen Vierseitenhof ein. Jedes Klischee, was die beiden ungleichen Brudernationen nördlich und südlich des St. Gotthardt seit Jahrhunderten übereinander tradieren, kam auf der herrlichen kleinen Scheunenbühne inmitten der lieblichen Buckaulandschaft zum Vortrag. Da lasen die beiden Wahlrömer Susanne Schmidt und Sven Severin aus ihrem Bauabenteuer sowohl am Rand der Ewigen Stadt als auch jeglicher Legalität, wenn dieser Begriff auf in Italien überhaupt irgendwie sinnfällig zu unterlegen ist. Eine borstige Staatsanwältin verhängt auf Pappschildern einen Baustopp, der Bauleiter meint lachend, das erst sei die begehrte „Licencia“ zum Weiterbau. Desungeachtet rücken die Polizei und ein Bagger an und beginnen die Terrasse zu ramponieren. Ein Polizist weint...!

Nein, man hat sich nicht verhört: Ein Polizist weint in Ausübung seines Dienstes ob seines Auftrages. O Mamma mia, bella Italia! Ein Rechtsanwalt, der keiner ist, sondern nur der Papa eines angehenden Referendars im Nadelstreifen, findet die Gesetzeslücke. Die Beamten rücken ab. Aber das ist noch nicht das letzte Wort – und elektrischen Strom bekommen die Neurömer auch erst nach einer eidestattlichen Versicherung, dass das Haus schon vor 1976 gebaut wurde. Wurde es natürlich nicht, sondern erst 13 Jahre später. In Italien ist alles eine Auslegungsfrage – ein im Fundament verschwundener Stein mag als Beleg hinreichend sein, dass mit dem Bau schon vor 1976 zumindest begonnen wurde. Draußen wiehern die Pferde der Polozucht, in der Scheune wiehert das Publikum, begleitet vom melodischen Gemecker der Ziegen. Theateratmosphäre, wie sie nicht einmal das Globe auf die Bretter brachte. Die schwarz-weiße Hofkatze geht erhobenen Schwanzes vorbei. Sie beherrscht die Omerta, das Mafia-Gesetz des Schweigens. Von ihm künden in der Weise schauriger Moritaten, begleitet von Gitarre, Akkordeon und Tamburin, Michaela Benn, Andree Östen Solvik und Ludger Nowak.

Der Boden der Bühnen-Scheune besteht aus gestampftem Lehm – jetzt wissen wir auch warum. Das Publikum trampelt, und pfeift und johlt, während die drei Mafia-Barden mit dem großen musikalischen und komischen Talent ihre bis vor Kurzem verbotenen Lieder auf kalabresisch und deutsch dahinschmachten. Mord und Totschlag verkünden sie dem Verräter – die Kuh auf der Weide begleitet diese finsteren Drohungen unentwegt und tapfer mit ihrem traurigen Gebrüll, die Schwalben zwitschern verunsichert, während zwischen den Liedern aus einem Interview mit dem berüchtigten Mafia-Killer Giorgio Basile zitiert wird. Basile verrät und verrät, doch

die richtige Zementmischung für sizilianische Badelatschen erfährt das Publikum denn doch nicht. Auch ein Verräter hat noch einen Begriff von Ehre. Blut verlangt nach Blut und das fünf Dutzend starke Publikum verlangt nach der Pasta, die Severin und Schmidt zubereitet haben. Das Rezept stimmte, sowohl das der Pasta als auch das der Veranstaltung: Die Besucher strömten aus Wusterwitz, Berlin, Leipzig, Köln, Stuttgart und Los Angeles auf den Viesener Lehnschulzenhof. Die große weite Welt – Brandenburg an der Havel muß aufpassen bei so viel Internationalität in der kleinen Nachbargemeinde. Das Geheimnis ihres Erfolges wird den Viesener Lehnschulzen nur schwer abzuluchsen sein – darüber verhängen sie die Omerta – das augenzwinkernde Gesetz des Schweigens.

Brandenburger Countryclub feiert „Jugendweihe“

Western-Traditionalisten begehen 14. Jubiläumsball in Rietz

von Michael L. Hübner

Im Alter von 14 Jahren erhielt man in der DDR einst den Personalausweis und die Jugendweihe. Auf das Identifikationsdokument muss der Brandenburger Countryclub unter den Bedingungen der Bundesrepublik noch zwei Jahre warten. Aber in die Kreise der Erwachsenen fühlten sich die Brandenburger Bewahrer der amerikanischen Western-Tradition bei ihrem Jubiläumstreffen am vergangenen Sonnabend in der Rietzer Gasstätte „Zum Seeblick“ mit einem gehörigen Schuss Selbstironie aufgenommen. Der Seeblick ist der traditionelle Trainingstreff für die eleganten Damen und Herren, die ihre Gäste und Besucher bei ihren Auftritten regelmäßig in die Zeiten Doc Hollidays und Wyatt Earps entführen.

Frank Paul und Conny Duda vom Country-Club Brandenburg an der Havel

Ihre Geburtstagstänze zu der Musik der Berliner Band C. C. Adams wollten sie sich allerdings erst genehmigen, als sie sich ihrer angenehmsten, selbst auferlegten Pflicht entledigt hatten. Einen Scheck über 4.000 Euro überreichte der Vorsitzende des Country Clubs Brandenburg an der Havel, Frank Paul und seine charmante Moderatorin, Gründungsmitglied Conny Duda an Jürgen Schulz, den Stiftungschef der „Hilfe für tumor- u. leukämiekranke Kinder Berlin Brandenburg e. V.“ Dieser dankte in bewegenden Worten. Man plane, ein Tageshospiz für betroffene Kinder und ihre Eltern einzurichten – da sei jeder Euro willkommen. Das Geld wurde unter anderem bei den Auftritten des Country-Clubs gesammelt. Unterstützt aber wurden sie auch vom Gambrinus Road-Club. In zehn Jahren konnten die Biker etwa 10.000 Euro spenden. Auch die Mittelbrandenburgische Sparkasse begleitete die Western-Fans rege bei ihren karitativen Aktivitäten. So konnte der Country-Club in den 14 Jahren seit jenem denkwürdigen 15. Januar 1995, dem Gründungstag, beinahe 50.000 Euro dem edlen Zweck zur Verfügung stellen. Sehr viel Geld für einen „Jung-Erwachsenen“, dessen Mitglieder in aller Regel ganz normale Bürger sind und keine Industriemagnaten oder Banker. Während sich die Paare der Tänzer in ihren entzückenden Kostümen zu den Klängen der Country-Musik und des Folk's drehen, nimmt dieser Verein einen gewichtigen Teil seiner gesellschaftlichen Verantwortung wahr, für Kinder, denen ein hartes Schicksal die Teilnahme an solchen Vergnügen verwehrt. Einfache Menschen erteilen auf stille und diskrete Weise vielen sogenannten „Leistungsträgern“ eines aus dem Ruder gelaufenen Marktes eine Lehre über sozialen Zusammenhalt und menschliches Miteinander.

Wer sich für das Clubleben und die Traditionstänze interessiert, wird den Country-Leute an jedem Montag in der Rietzer Gaststätte „Zum Seeblick“ begegnen. Auf www.countryclub-brandenburg.de findet man nähere Informationen.

Buntes aus dem Bischofssitz

beb.bra wissenschaftsverlag bringt neue Anthologie zur Bischofsburg Ziesar heraus

Kotofeij K. Bajun

Ist schon ein merkwürdiges Gefühl, wenn man jahrzehntelang auf einem Schatz hockt und merkt nichts davon. Was den ewig auf Devisen versessenen Kommunisten dazumal entgangen ist, das können sie nun, 20 Jahre nach dem Untergang des ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaates, feststellen, wenn sie das jüngst im be.bra wissenschaft verlag zu Berlin erschienene Standardwerk „Die Bischofsresidenz Burg Ziesar und ihre Kapelle“ durchblättern. Auf 389 Seiten Hochglanzpapier mit vielen, vielen wunderschönen und repräsentativen Farbaufnahmen ist nun ersichtlich, was die begehrte D-Mark von der in Sichtweite liegenden Autobahn in einen Zieseraner Intershop und damit in die Kassen der „Kommerziellen Koordinierung“ des Herrn Schalck-Golodkowski gelockt hätte. Ach, wäre den Genossen nur beizeiten ein Seifensieder aufgegangen! Welche Perle hatte ihnen doch das Schicksal zu Ziesar in die Hände gespielt! Sie hätten es nur noch geschickt vermarkten müssen. Denn die Burg und ihre Kapelle sind eine architektonische Kostbarkeit von europäischer Bedeutung in mehr als einer Hinsicht.

Was die roten Weltverbesserer als schnöde Maschinen-Ausleih-Station, Verwaltungstrakt und Lehrlingswohnheim nutzten, ist eine einzigartig erhaltene Bischofsresidenz des ausgehenden Mittelalters: Weltliche Wohnräume mit Hypokausten und einer an die Wand gemalten Jerusalemkarte, eine Kapelle mit einer Innenbemalung, die ihres Gleichen sucht, ein Bergfried, der als wahrer Luginsland die Reklame rund um die Uhr übernommen hätte – ja, mit diesen Pfunden hätte man wuchern können. Hat man aber nicht. Die Kultur der Ausbeuter und Unterdrücker scherte das Proletariat wenig. Man muss dankbar sein, dass sie die Gebäude nicht niederlegten. Nun wird die Trommel also von einem neuen, liebevoll gestalteten Standardwerk gerührt. Profund und zutiefst solide geschrieben

von intimen Kennern der Materie und aus Beiträgen von weiteren 25 namhaften Autoren zusammengestellt, haben die Professoren Heinz-Dieter Heimann und Hartmut Krohm, dem Museumsdirektor und amtierenden Burgchef Clemens Bergstedt und dem Restaurator Wilfried Sitte, ein Buch vorgelegt, das seines Gegenstandes würdig ist. So öffnet sich dem kunstbegeisterten Leser ein wahres Panoptikum, ein Kosmos, ein Streifzug durch die mittelalterliche Bau- und Kunstgeschichte. Nicht allein auf die Spezifik des Burggeländes zu Ziesar nimmt das Werk Bezug, sondern bettet diese umfassend ein in den ganzen Kontext des historischen Umfeldes. Natürlich steht die seit kurzem vollendete Rekonstruktion der spätmittelalterlichen Kappellenausmalung im Vordergrund, was einer intensiven Beschäftigung mit vergleichenden Betrachtungen in der näheren märkischen und der etwas weiteren norddeutschen und pommerschen Kulturlandschaft umfassenden Raum verleiht.

Der dargebotene Stoff selbst liest sich trotz der vielen unterschiedlichen Autoren-Persönlichkeiten flüssig und verständlich, wenngleich man sich des Eindrucks nicht zu erwehren vermag, hier sei von Fachpublikum für Fachpublikum geschrieben worden. Ein populärer Zungenschlag – und der um seine Reputation besorgte Verfasser sieht seinen Ruf gefährdet. Schade, denn der stolze Preis des Buches von 68 Euro tut sein Übriges, um dem Werke einen gewissen elitären Status zu sichern, was seiner werbewirksamen Verbreitung nicht eben förderlich ist. Eine Publikation dieser Art darf aber nicht dem Elfenbeinturm vorbehalten bleiben, wenn sie den auf der nahen Autobahn vorbei rauschenden Verkehr dazu bewegen will, einen Kulturstop einzulegen. Speyer, Ulm und Köln bedürfen keiner Publikation mehr, um ihre Dome und Kunstschätze bekannt zu machen. Ziesar, das Städtchen „hinter dem See“, schon! Auch wenn Letzterer bereits eingetrocknet ist.

Nach der Lektüre möchte man eigentlich nur noch eines: Das Buch einpacken, sich ins Automobil setzen und mit dem vermittelten Wissen all die beschriebenen Orte besuchen um nun kenntnisreich und trotzdem froher Erwartung selbst einen Blick auf die beschriebenen Präzisionen zu werfen. Eine Würdigung der Burg Ziesar und ihrer Kapelle in diesem Ausmaße war überfällig. Diese Arbeit geschultert zu haben ein unvergängliches Verdienst der Verfasser und Herausgeber. Sowohl dem Buch als auch seinem Hauptobjekt sind dementsprechend viele Leser und Besucher zu wünschen.

2009,
389 Seiten,
250 farbige Abbildungen,
Hrsg. v. Clemens Bergstedt, Heinz-Dieter Heimann, Hartmut Krohm, Wilfried Sitte.
bebra-wissenschaftsverlag
ISBN-10: 3937233547
ISBN-13: 9783937233543
Euro 68,-

Burg Kriebstein

eine Burgenlegende hoch über der Zschopau

J. - F. S. Lemarcou

Wer sie nicht kennt, weiß nichts von einer echten Burg. Burg Eltz, hmm. Burg Schwanstein – ach Du lieber Gott! Burg Falkenstein in Thüringen – ja, doch. Die Wartburg – kitschig im 19. Jahrhundert überbaut. Burg Kriebstein in Sachsen – das ist eine Burg. Mutmaßlich die schönste im ganzen Freistaat, nahe bei Mittweida, der Stadt am Nordrand des Erzgebirges. Stolz erhebt sie sich hoch über der Zschopau – dem schönsten

Fluss der Gegend. Auf einen Bergsporn hat sie einst ein Herr Dietrich von Beerfelde gebaut. Am 04. Oktober 1384 hielt der adlige Ritter diesen bedeutsamen Umstand in einer Urkunde fest. Seitdem steht sie da. War gar zuletzt im Besitz der von Arnims, nobler Leute, deren Geist seine Spuren in den alten Mauern hinterließ. Aber es ist nicht so sehr der Arnim'sche Geist, der uns fasziniert. Es ist der erste Schritt, den wir in den Wohnturm hinein tun. Gleich linker Hand – ein gewölbter Raum der uns den Atem stocken lässt.

Das ist die Handschrift von Meister Arnold. Arnold von Westfalen – Genius der Gotik, Arnold der Große, Baumeister der Meißner

Albrechtsburg, die recht eigentlich Arnoldsburg heißen müsste. Gefüllt mit den wenigen, aber herrlichen Schätzen, die dem Kriebstein nach dem Kriege geblieben sind, Porzellan, silbervergoldete Humpen, Steinzeug, Bücher, geschnitzte Heiligenfiguren, Kelche, Teller...

Dann – ein gotisches Schlafzimmer mit Außenklo, hoch über der Zschopau. Nein, lassen wir mal das Plumpsklo beiseite, die Tür geschlossen. Dieses Schlafzimmer ist ein Traum. Wo seid Ihr, Hiendl und Ikea, Möbel-Höffner und Roller – ihr armseligen Vertreter einer einfallslosen Gegenwart!

Das hier – DAS ist ein Schlafzimmer. Endlose Behaglichkeit, zeitlose Schönheit, traumhafte Lage – nein, besser geht's nicht. Doch wir kommen nicht zum Luftholen. Ein paar Schritte durch die gotische Halle und wir steigen hinab in die kleine Burgkapelle. Was uns erwartet ist unbeschreiblich. Gotische Wandmalereien über und über. Sie verschwimmen vor unseren Augen, die sich bei dem Anblick der wohlrestaurierten Pracht mit Tränen füllen. So etwas haben wir noch nicht gesehen. Feine ausdrucksgewaltige Zeichnungen, Farbenpracht allüberall... wir zitieren die Burg Ziesar und die

Rundkirchen Bornholms, wir kramen aus unserem Gedächtnis alles, was uns zum Thema Aufputzmalerei einfallen will – nein. Nein und nochmals nein. Hinter dieser Kapelle kommt erst einmal eine ganze Weile gar nichts. 1410 haben die unbekannten Meister ihr wunderschönes Bildprogramm in Secco-Technik ins Werk gesetzt. Ihre gemalten Vorhänge, die sich doch im

Windzug bewegen und flattern müssten, so lebendig sind sie dargestellt. 1410 – Baumeister Nicolaus Craft aus Stettin baut der Brandenburger Neustadt den neustädtischen Mühlentorturm, auf den Feldern bei Tannenberg in Ostpreußen sank das Banner des Deutschen Ordens vor den polnischen und litauischen Rittern – das dramatische 14. Jahrhundert war soeben zu

Ende gegangen und hatte seine Spuren tief ins Herz Europas gegraben. Das Echo dieser dunklen Zeit wetterleuchtet aus den Fresken. Doch sollte dies nicht die einzige dunkle Epoche der stolzen Burg sein. Die Nazis hatten ihren Gegner Heinrich Graf Lehndorff umgebracht, dessen Sippe enteignet. Die Lehndorff'sche Habe wurde auf den Kriebstein gebracht. Die Mörder wurden ihrerseits von der Roten Armee überrannt, die sich im nahen Mittweida auf der Zschopau-Brücke mit den Amerikanern traf. Nun waren es die Roten Diktatoren, die dem Adel auf den Pelz rückten. Die von Arnims mussten ihr Bündel schnüren. Alles passte da nicht rein. Den

bolschewistischen Plünderern wollte man die überzähligen Schätze nicht überlassen und versenkte, was ging, in einem stillgelegten Kamin. Noch gut in Erinnerung ist dem Landboten die Agenturmeldung aus dem Jahre 1986, als der Kamin geöffnet wurde und der Sensationsfund ans Tageslicht kam. Zum Verschnaufen lädt ein wunderschöner Scherenstuhl ein, der in einem abgelegenen Zimmerchen steht, in eine Ecke gedrückt, hinter leeren Vitrinen. Wir sehen durch die Butzen hinaus ins Zschopautal, in den Hof, auf dessen gegenüberliegender Seite das Brunnenhaus liegt. 36 Meter tief gähnt das Brunnenloch. Hat hier der Soldat sein blaues Feuerzeug gefunden, das ihn später vor Rad und Galgen bewahrte? Ein weiterer, tonnengewölbter Kellerraum in der Tiefe der Burg, über dem sich ein wunderschöner Festsaal befindet, schließt den Osten der Burganlage ab. Man möchte sie nicht verlassen, diese Burg Kriebstein, die nun dem Freistaat Sachsen gehört. Man muss wohl, denn zum Jahreswechsel öffnet dieses imposante Monument sächsischen Adels nur einmal am Neujahrstag die Türen für ein paar Stunden. Aber es wird wohl auch wieder Sommer werden – und dann wird Burg Kriebstein zweifelsohne einer der stärksten Magneten sein, die uns wieder an die steinigen Ufer des bezaubernd wilden Fräuleins Zschopau ziehen.

Cinderella

BT und Kasmet-Ballett gibt für Kinder Prokofiews Aschenputtel

Kotofeij K. Bajun

Ein Kirschblütentraum in Zart-Rosa schwebt wie ein Schmetterling über die Studiobühne des Brandenburger Theaters. Der Kirschblütentraum

hat einen Namen. Frl. Yuka Higushi heißt die Elfe und sie spielt die Cinderella, was der internationale Name des deutschen Aschenputtels ist. Wenn Kinder zum Schreien und Quasseln ihren Atem benötigen, so kann die Stille der bis auf den letzten Notsitz besetzten Studiobühne nur bedeuten, dass das Kasmet-Ballett sein Publikum in die Atemlosigkeit entführt hat. Und fürwahr – was sich da vor den berauschten Augen der Zuschauer von 4 bis 80 darbot, das hatte ‚was von Vergiss-die Met-wir-haben-Kasmet! Mario Ivanow – ein märkischer Nurejew, der Mann tanzte wie Farinelli sang, in den höchsten Tönen sozusagen. Die Leichtigkeit, mit der dieser Mann sich bewegt, ist schon beinahe unerträglich – nach dem Genuss seines Tanzes

fühlt man sich auf dem Nachhauseweg selbst in erdbehafteter Schwere über das Pavement stolpern, ungelenkig an Geist und Gliedern. Was für ein Gesichtsausdruck, was für eine Mimik! Kinder, nein, also – ehrlich – selbst Gret Palucca wäre wohl baff gewesen und der große Lully hätte sich seinen Dirigentenstab ein zweites Mal durch den Fuß gestoßen, weil er die Augen von diesem Manne nicht wegbekommen hätte. Das Privileg des Hahnes im

Korbe musste sich der begnadete Ivanow allerdings mit seinem Sohne teilen, der ganz zum Schluss als Hofnarr die Szene abräumte. Hofnarr? Das war der kleine Louis XIV., der kleinen Sonnenkönig – Attention Mesdames et Messieurs: Der König tanzt!

So klein und schon solch eine Präsenz. Muss er wohl auch von der Frau Mama haben. Inga, ach Inga, gab es ein fühlend männlich Wesen im Saal, des‘ Augen nicht an Ihnen hängen bleiben mussten, gleichsam ertrinkend

in ihren zierlichen Sprüngen und Pirouetten. Die Gute Fee gab sie unter anderem. Und wäre sie uns im Theaterpark begegnet, die obligaten drei Wünsche feilbietend – wir hätten auf zweie verzichtet, wir hätten nur einen gehabt: Dich, Inga Lehr-Ivanow noch einmal tanzen zu sehen, Du Sinnbild der Verführung auf zwei Beinen! Die Stieftöchter, Bianca Behrend und Astrid Leth, versuchten in Prokofiews Stück, den Prinzen vergeblich zu

umgarnen. Inga Lehr-Iwanovs Choreographie schrieb ihnen und sich selbst – sie gab in einer Doppelbesetzung auch die böse Stiefmutter – ein paar staaksige Einlagen auf die wohlgeformten Erscheinungen, die so herrlich kontrastierten zu der überlangen Nase und den übergroßen Ohren. „Guck mal, Mutti, die können gar nicht richtig tanzen", ließ sich das naseweise Kind aus der sechsten Reihe vernehmen. Oh doch, mein unwissender Knabe, oh doch! Und wie die tanzen können. Gerade die! Mach das mal nach! Tanz mal so ungelenk und doch so ausdrucksstark, dass es echt aussieht und burlesk und Bände spricht, um gleich im nächsten Augenblick wieder in unübertrefflicher Eleganz die Bühne zu vereinnahmen.

Kein einziges Wort Trotzdem weiß selbst das gebannt die Szene verfolgende Vorschulkind, was gerade passiert. Es kann die Charaktere zielsicher zuordnen. Kein überladenes Bühnenbild lenkt ab. Das Bühnenbild... Das Bühnenbild! Spartanisch, einfach und doch...! In ihm bewegen sich rauschende, rokokoeske Kostüme, diese Träume in Taft und

Seide. Hohe Perücken grazil getragen, eine Ära kehrte zurück, erlebte für anderthalb Stunden ihre Wiedergeburt auf einer Brandenburger Bühne, die Ära des Menuetts und der ein wenig bornierten, aber nichtsdestotrotz geistreichen Konversation – eine Hoch-Zeit des Balletts. Allerliebst der Ballett-Nachwuchs des großen Ensembles.

Als sich dann die Tore des Theaters öffneten, das Publikum nach Hause zu entlassen, da hatten viele Erwachsene so ein weiches Lächeln im Gesicht und schienen nicht zu bemerken, dass ihren Kindern und Enkeln eine normale, gehende Fortbewegung nicht mehr möglich war.

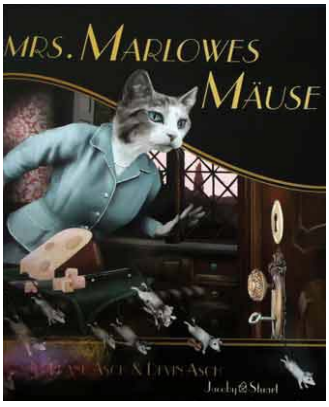
Das drehte sich, das hüpfte, das ruderte mit den Armen in der Luft. Das hatte die Tanzwut. Das war soeben geimpft worden, ach was, infiziert, von einer Balletttruppe, die das Brandenburger Theater nicht von der Leine lassen sollte, die sie bewachen sollte, wie einst der Drache Fafner den Nibelungenschatz – weil, das war die Hohe Kunst des erzählenden Tanzes. Das war einfach nur – atemberaubend.

Dame mit Zivilcourage

„Mrs. Marlowes Mäuse" erobert Herzen

Kotofeij K. Bajun

Bibliophilie kann bedeuten, man sieht ein Buch und man ist hin und weg. Ein Buch als Gesamtkunstwerk – ein Buch, was einem der schieren Schönheit wegen das Wasser in die Augen treibt, ein Buch, für Kinder geschrieben, aber man will und will es ihnen nicht geben. Es ist zu schade um patschig angegrabbelt zu werden, wie es nun mal der Kinder Art ist. Wenn sie brav gewesen sind die Woche über, dann holt man es am Samstagabend aus der verglasten Vitrine, denn dort steht es – nicht im gemeinen Regal bei den andern. Und dann schlägt man es bedächtig auf. Anna und Benjamin und Martin – alle mindestens im selben Sonntagsstaat wie die aber so was von elegante Mrs. Marlowe und dann... dann schauen wir mal hinein:



(Bild mit freundlicher Genehmigung des Verlages Jacoby & Steward)

Die elegante Dame Mrs. Marlowe ist eine – Katze. Eine Tochter der Großen Mutter Bastet. Sie lebt in einer amerikanischen Katzenstadt der späten Dreißiger des 20. Jahrhunderts. Mäuse sind in dieser Stadt illegal. Doch die Bibliothekarin Eleanor Marlowe hat eine seltsame Affinität zu den kleinen Nagern. Sie liebt die kleinen Gefährten trotz aller Unterschiedlichkeit. Sie liebt sie, obwohl doch die Maus der gesamten Katzenwelt das Feindbild

schlechthin gibt. Sie beugt sich nicht dem gesellschaftlichen Konsens. Gegen Recht und Gesetz beherbergt die Katzendame eine ganze große Mäusefamilie bei sich und begibt sich dabei in ernsthafte Gefahr. Käse kauft sie für ihre kleinen Gäste, unterhält sich mit ihnen, strahlt eine überwältigende Herzensgüte aus. Und ausgerechnet an die Tür dieser grundgütigen, liebenswerten Dame hämmert mit einem Mal die Katzenpolizei. Ein streng dreinblickender Katzeninspektor in Begleitung eines Wachtmeisters begehrt Einlass. Unter der Uniformjacke des Inspektors blinken Kragenspiegel hervor. Woran erinnert uns das nur...?

Eilends stieben die Mäuse in ihre Verstecke. Es geht um ihr Leben und um das ihrer Gastgeberin auch, denn wer einem Juden, ääh einer Maus Unterschlupf gewährt, riskiert Freiheit, Gesundheit oder gar das Leben. Wurde sie denunziert, etwa von der leutseligen, aufdringlichen „Freundin" Mrs. Godfrey, die so sehr und so wachen Blickes auf eine engere Freundschaft besteht? Das Buch animiert seine jungen Leser nicht nur den eigenen Kopf zu gebrauchen, dem eigenen Herzen zu folgen und die Prinzipien der Menschlichkeit, oder Kätzlichkeit oder wie auch immer nie vorgegebenen Dogmen unterzuordnen. Es setzt aber auch denen ein Denkmal, die in der Zeit des realen Terrors genauso handelten, wie die Bastet-Tochter Eleanor Marlowe. Nicht wenige von denen, sofern sie die Tage der Finsternis überstanden, tragen heute eine der ganz wenigen wertvollen Orden, die in der Welt noch etwas gelten: Den „Gerechten unter den Völkern". Sie, die Bibliothekarin Eleanor Marlowe ist eine Gerechte und die Bilder, mit der Devin Asch, Sohn des Autors Frank Asch, dieses Buch überdimensional und opulent ausgestattet hat, sind ein einziger Kotau vor der Größe dieser Dame, vor ihrer Haltung. Vielleicht sind sie es, die diesem Buch erst zu seiner ganzen, weiß Gott unwiderstehlichen Brillanz verhelfen. Denn diese Bilder entführen den Betrachter in eine andere Welt, eine viktorianische Feenwelt, jeder Pinselstrich eine einzige Liebeserklärung an Katz und Maus und natürlich die kleinen Menschen, denen das Buch eigentlich zugeeignet ist. ...auch wenn wir uns so überaus affig haben, es ihnen, der Zielgruppe des Buches auszuhändigen. Mrs. Marlowe, gestatten Sie uns, Ihnen die entzückende Pfote zu küssen und Ihnen zu versichern, dass Sie eine außergewöhnliche Dame sind, nicht zuletzt, weil Ihnen, statt der bei allen anderen Katzen üblichen vier Finger derer fünfe an jedem Pfötchen zu Diensten sind.

Frank Asch, Devin Asch
Mrs. Marlowes Mäuse
Jacoby & Stuart Verlag
32 S.
ISBN-10: 3941087045
ISBN-13: 978-3941087040
12,95€

Ein großer Detektiv nimmt Abschied

Tom Wolf legt mit „Kristallklar" den letzten ermittelnden Langustier vor

Kotofeij K. Bajun

So spricht der Herr: Bösewicht des friderizianischen Preußen – meide die Begegnung mit dem Zweiten Hofküchenmeister seiner Majestät, Honoré Langustier. Denn der dicke Franzose bringt deine Taten an den lichten Tag. Du aber, Verleger des postmodernen Preußen, ärgere nicht mit zweitrangigen Küchenmeistern und ebensolchen Historikern deinen genialsten Autoren, den geistigen Vater eben jenes besagten Langustier – denn, mag ICH, dein Gott, ihn auch an das kürzere Ende der finanziellen Leine gelegt haben, ich gab ihm dafür den Verstand zu tintenblauer Rache. Ach, wäre es denn das Volk Israel, hätten sie denn je die Gebote des Herren befolgt? Nein, die Mordbuben streichen weiter durch die preußische Provinz Brandenburg, lichtscheue Taten verübend und der ein oder andere Verleger lässt schon mal Recht über seinen gebeutelten Autor sprechen, wie man es im Verlagshause versteht und eine gewisse Advokatin vorträgt, mit der man nötigenfalls den Teufel wegen Eigenbedarfs aus der Hölle klagen könnte. Und nun schreibt der Autor ein Buch, verpflichtet von der blinden Dame mit der Waage und dem Schwert und er schreibt und schreibt – und der Kundige lässt vor diebischem Vergnügen einen Korken nach dem anderen knallen. Für ihn, den Wissenden, liegen die Dinge kristallklar, gerade so wie der Titel des jüngsten Preußenkrimis aus der Feder des congenialen Tom Wolf es verheißt. Unser aller Herr Papa Dr. Tucholsky hatte unseres Wissens letztmalig auf so charmante, witzige und doch messerscharfe Weise mittels seiner vielfach gelesenen Zeilen seinem Verleger, dem Herrn Ernst Rowohlt korrespondiert. Und eigentlich sprach Tucholsky der Große zu allen Verlegern dieser Welt und was er sprach, das hat seither an Wert und Wahrheit nichts eingebüßt. Und nun dies. Eine Gentleman-Affaire auf höchstem, auf sublimstem Niveau. Dem Sujet durchaus angemessen. Es macht Spaß zu lesen, ach was, geben wir es zu, wir fraßen die Seiten wie ein Brueghel'scher Bauer seinen Festtagsbraten.

Langustier ist also hochbetagt in kriminologischer Mission wieder unterwegs, accompaniert dieses Mal von seiner 26jährigen (sic!) Urenkelin Gerardine. Blitzgescheit das Mädel und noch dazu wunderschön. Also lieber Herr Wolf, das gibt's doch ausschließlich, geben Sie es nur zu, im Feenreich der literarischen Phantasie, nicht wahr? Das ist doch im wahrsten Sinne des Wortes zu schön um wahr zu sein. Und Zeile um Zeile knisternde Erotik um diese junge Frau, die darob nicht mal ihre Glace-Handschuhe ablegen muß, geschweige denn sich entblättert, keine Sottisen, nicht die geringste schlüpfrige Bemerkung – und doch! Man begehrt dieses Vollweib über die Jahrhunderte hinweg, die Agile, die Hosentragende, die Schöne mit dem scharfen Verstand und der urpreußischen Courage. Sie und ihr Uropa werden zu einem Fall delegiert, in den dieses Mal Prinz Heinrich inflektiert ist, dem von Friedrich dem Großen sehr einseitig geliebten jüngeren Bruder, an dem sich die Tragödie zwischen Fritz und dem Soldaten-Vater noch einmal wiederholte – nur diesmal beinahe bis zum bitteren Ende. Ist es ein Wunder, dass sich der Schöngeist Henri nach anderen Gefilden sehnt als nach den preußischen Schlachtfeldern, die ihm sein ungeliebter Bruder ein um das andere Mal aufobtruierte und auf denen er sich desungeachtet so exorbitant glänzend bewährte.

Ihm sagt der Autor eine vielleicht nicht ganz unbegründete Ambition auf den amerikanischen Thron nach. Zumindest wird ihm von gewissen Cincinnati-Bruderschafts-Amerikanern eine entsprechende Offerte unterbreitet. Seinen Bruder, den großen Friedrich, würde das unsagbar gefuchst haben – und so sehen wir schon den ersten Anlass, das Geschehen in den Nebel der Buckower Schweiz zu verlegen, wo sich alles einer vorzeitigen Offensichtlichkeit entzieht. Und wieder wird der Wolf'sche Krimi zu einer Melange aus hochintelligenter Unterhaltung, universalem Lehrbuch und Historienabriss mit ausführlichem Glossar. Wiederum feiert sich eine Virtuosität im Gebrauch der deutschen Sprache. Wolf zieht längst eingerostet geglaubte Register dieser gewaltigen Orgel namens Muttersprache, die doch sonst so eklatant auf dem Rückzug ist, dass sich nicht einmal mehr geschulte Fernsehmoderatoren sauber zu artikulieren wissen. Der Haken daran: Wiederum darf sich nur ein Publikum angesprochen fühlen, dessen Bildungshorizont erheblich über dem einer Bockwurst liegt – und diese Zeitgenossen werden in deutschen Landen Tag um Tag geringer an der Zahl. Das mindert die Einnahmen des Autors, seine Bekanntheit und den

wohlverdienten Lorbeer. Nichtsdestotrotz, der möglicherweise begnadetste Krimiautor der preußischen Gegenwart wird über kurz über lang zu den verdienten Ehren gelangen. Es kann doch nicht ewig dunkel sein über den Häuptern der Deutschen, irgendwann, wenn sie ihre Nachkriegs-Arroganz abgewirtschaftet haben, wird ihren tumben Schädeln wieder dämmern, was ein geistreiches Buch bedeutet. Und dann bekommt der Name Wolf wieder einen Klang – dessen sind wir uns sicher. Der Name Wolf und die Reihe der Preußenkrimis werden sich erheben wie Wolfs Lalandiere, ein Heißluftballon der ersten Generation, in den der Autor sogar den größten der preußischen Könige kurz vor seinem Tode noch einmal eine bescheidene Luftfahrt unternehmen lässt. Der König hätte gewiss nicht nein gesagt, hätte sein malader Gesundheitszustand dies gestattet. Diese Fiktion verträgt er spielend – wie ganz sicher auch die geneigte, wenn auch handverlesene Leserschaft der Wolf'schen Bücher. Tom Wolf jedenfalls ist wieder ein ganz großer Wurf gelungen, den wir unseren Lesern wärmstens zu empfehlen die Ehre haben.

Ein Schalksnarr und eine Ein-Mann-Armee

Axel Marquardts Buch „Was bisher geschah"

Kotofeij K. Bajun

Versuchen Sie gar nicht erst uns bei der Nase zu kriegen, nur weil Sie eventuell dahintergekommen sind, dass wir auf seiner Gehaltsliste stehen. Wir gehören nämlich zu den Auserwählten, denen der Meister verstattete, seine Mach-, Lach- und Meisterwerke „Was bisher geschah" gründlich zu verreißen. Unter der Option nämlich, dass unser Geifern auf uns zurück falle. Lieber Herr Axel Marquardt, nicht, dass wir die Häme des deutschen Volkes fürchteten, beileibe nicht, wer aber dieses Buch verreißt, der ist nicht recht bei Troste. Der hat den Verstand verloren oder nie einen besessen. Der könnte mit Monty Python, Peter Sellers, Marty Feldman oder Rowan Atkinson nichts anfangen. Aber halt mal... Das sind doch alles englische Namen! Korrekt. Ja, aber gibt es denn nach dem Verblassen der Comedy Factory keinen vertretbaren deutschen Humor mehr? Doch! Doch, gibt es. Er heißt: „Was bisher geschah" und ist von dem unglaublichen Ostpreußen Axel Marquardt geschrieben worden, dem mutmaßlich illegitimen literarischen Sohn des 14 Jahre älteren Johannes Conrad. Für bildungsferne Leser aus dem Westen Deutschlands: Conrad war der kongeniale Meistersatiriker der „Eule". Für noch bildungsfernere Leser aus dem noch westlicheren Deutschland: Die „Eule" war, ist und bleibt das deutsche Zentralorgan für Humor und Satire und heißt in Wirklichkeit „Eulenspiegel".

Marquardt nimmt sie auf die Forke – die Zeitgenossen und ihre Insuffizienzen. Gnadenlos haut er ihnen die Krücken unter den Holzbeinen weg. Sie fliegen vor uns auf die Fresse und wir lachen, lachen, lachen. Sein Talent zur Beobachtung ist einem Achttausender-Gipfel vergleichbar – in der Ferne grüßen Arno Holz, Heinrich Heine und Kurt Tucholsky. Ähnlich wie Holz gewandet der Sprachgigant Marquardt seine Satiren und Grotesken in welche Sprachepoche des Deutschen auch immer. Altbacken und geschraubt und doch so wunderbar klingend. Und man ließt und brüllt vor Lachen, Herrgott noch mal, wo hat Muttern wieder das Asthmaspray versteckt? Dabei ist die Komik, die diesem Buche innewohnt, staubtrocken. Und rabenschwarz. Und dabei sowas von intelligent daher parliert. Wenn ein Buch Conferencier sein könnte – dieses wäre eines. Es verzieht keine Miene, während es seine humoresken Bolzen abschießt, einen nach dem Anderen, ziel- und treffsicher. Es gebärdet sich seitenweise wie Ottfried Fischer, starrgesichtiger Schalk – hinter den Kulissen dröhnendes, wieherndes Gelächter. Was man aber wieder und wieder betonen muss: Das hier ist intelligenter Humor! Intelligenter Humor aus Deutschland. Gegenwärtig schon beinahe eine contradictio per se. Marquardt aber, der Insterburger Plauderer, bricht eine Lanze für den feinen Geist. Es macht Spaß, ihn zu lesen. Es bereichert, er ist ein Zeitverkürzer im Wickram'schen Sinne. Er ist ein Licht in trüben Stunden. Marquardt versammelt den Genius der bisher zitierten Namen in Regimentsstärke auf 732 Seiten, die man wieder und wieder, kreuz und quer, vor und zurück liest. So, lieber Meister, jetzt haben wir wohl reichlich in die Saiten unserer Leier gehauen für die drei Bananen. Es ist ein traurig Ding, dass sich so eine seriöse Gazette wie der Preußische Landbote dergestalt zu prostituieren gezwungen ist, knurrender Missmut liegt bleiern in der Redaktionsstubenluft. Nun, lassen wir also die gedungenen Federn zurück ins Tintenfässchen fallen und wenden uns etwas Vernünftigem, etwas Schönen, etwas Fröhlichem zu: Zum Beispiel Axel Marquardt Buch „Was bisher geschah" aus Haffmanns Verlag, erschienen unter der ISBN 978-3-86150-824-3, erhältlich für einen Haufen Geld, davon aber jeden einzelnen Pfennigs wert.

Ein Schweinchen auf großer Reise

Frau Kathrin Schärer setzt mit „Johanna im Zug" neue Maßstäbe in der Kinderbuchliteratur

mit freundlicher Genehmigung des Atlantis Verlag Zürich

Kotofeij K. Bajun

Man denkt, man hätte schon alles gesehen. Man denkt, die Ideen zu einem hübschen, einem anspruchsvollen, einem ins Herz gehenden Kinderbuch wären ausgereizt. Da kommt nichts mehr. Doch. Da kommt etwas... mit der Post aus der Schweiz, vom Atlantis-Verlag, und wessen Seele - und wohne sie auch in einem etwas betagteren irdischen Hause wie dem Meinigen – für ein schönes Kinderbuch ins Schwärmen geraten kann, dem werden die Hände zittern, wie sie mir zitterten, dem werden Tränen über die Wangen laufen, wie sie mir über die Wange liefen. Das hier ist etwas anderes, etwas Neues: Hier interagiert die Autorin Frau Kathrin Schärer – Madame, ich ziehe den Hut ganz tief vor Ihnen – mit einem von ihr gezeichneten Schweinefräulein – Herrgott, was muss die Frau das Borstenvieh gerne haben! Das kleine Schweinchen fährt mit einem großen Zug, nein, zuerst, fährt es gar nicht. Es ist überhaupt noch nicht da. Ein großes weißes Blatt liegt da, unbemalt, unbeschrieben, eingerahmt von den so was von echt gezeichneten Utensilien auf dem herrlich verkramten und detailversessenen Schreibtisch der Autorin. Sind das Ihre Hände, gnädige Frau? Akzeptieren Sie einen ganz warmen und langen Handkuss? Zur Linken liegen drei Folianten: Max Frisch – ach, es hätte doch auch der Wilhelm Tell für die Schule sein können, der den Schweizer Nationalmythos einst so herzerfrischend demontierte, wie Sie die herkömmlichen Vorstellungen von einem Kinderbuch. Darunter der obligate Dürrenmatt, darunter der aktuelle Dauerbrenner von Mercer: Nachtzug nach Lissabon. Interessiert euch das, Kinder? Nein? Macht

nichts. Später vielleicht. Uns Journalisten schon. Es wirft so ein interessantes Seitenlicht auf die Autorin. Muss einen klugen Kopf auf den Schultern haben, einen sensiblen, einen, der so genau hinsieht, wie sie zeichnet. Und es gibt etwas, da können nicht viele Erwachsene hineinsehen – und das sind eure Kinderseelen. Eine solche Kinderseele besitzt ihr Säulein Johanna, die Liebliche, die einen Fleck haben will auf der Schulter, wie eine Bunte Bentheimerin. Ja, so ein ganz klein wenig eitel ist sie. Ist ja schließlich ein Schweine-Mädchen mit neugierigen Öhrchen, die sie auch mal im brausenden Fahrtwind flattern lässt, mit Augen, in die man sich verlieben muss, mit einem erwartungsfroh in die Welt gruffelnden Rüsselchen.

Diese kleine Johanna entdeckt diese Welt, ihre Welt – und sie will etwas von ihr. Sie möchte ein Kleidchen, mit Streifen und quergestreift soll's auch sein. „Nun mach schon, mal mir eines", fordert sie ihre Zeichnerin auf – und die tut ihr den Gefallen mit geschulter Hand. Und man blättert um und kann nicht anders als umblättern. Das Telephon klingelt, na und? Lass klingeln. Der Chefredakteur ruft, jedenfalls bewegen sich seine Lippen. Man hört es nicht, ist auch egal. Hier und jetzt ist nur eines wichtig: Dieses Buch, diese Reise eines kleinen Schweinchens mit einem Zug aus einem Büchlein heraus und wieder in die Seiten hinein. Sie reden miteinander, die Autorin und ihr Schweinchen Johanna. Wir aber lauschen, wir reden mit, wir sind gefangen im Geschehen, wir Erwachsenen, vierzig Jahre über das Alter derer hinaus, für die das Büchlein mutmaßlich geschrieben und gezeichnet wurde. Frau Schärer und Johanna reden miteinander und verändern somit seitenweise gemeinsam die Realität. Frau Schärer hat noch keine Ahnung, wie das Säulein-Fräulein heißen soll.

Na, nicht so schlimm, die schlaue Zicke aus dem Nachbarabteil weiß Rat. Konfektion geklärt, Name geklärt, aber die Welt ist doch so viel größer. Der Zug fährt durch einen Tunnel, das Reiseschwein sieht sich im Abteilfenster gespiegelt. Es schreit: „Juhuuu!" und ist glücklich. Johanna ist kein Glücksschwein. Sie ist ein glückliches Schwein. Das ist ein Unterschied und ein ganz gewichtiger dazu! Sie macht uns glücklich – nicht als Maskottchen, sondern als ein Mädchen, das die Welt liebt und uns verhärmte Gesellen mit hineinzieht in die von ihr geliebte Welt. Sie ist aktiv – das ist ihr Geheimnis! Sie spielt mit der allmächtigen, der gravitätischen Zeit, lässt sie unbefangen vor- und rückwärts laufen, wenn es gilt, einer misslichen Situation zu begegnen. Sie begegnet misslichen Situationen. Die bleiben ihr nicht erspart. Sie wird beklaut, erschreckt... Frau Schärer lässt das Schweinchen keinesfalls durch eine süßlich-verlogene, heile Welt schweben. Fesselnde Authentizität. Und doch ein Übermaß an Herzensgüte – sowohl bei der Autorin als auch bei ihrem Schweinchen, dem die Dame neben dem Kleidchen und dem Namen eine Selbstbestimmtheit, eine Souveränität mitgab, wie sie nur ganz wenige literarische Figuren je für sich beanspruchen durften und wie sie jedem Kinde zu wünschen ist.

Apropos Kinder..., „wollt ihr woll die Finger von Papas Buch weglassen! Das ist meines! Ihr bekommt Taschengeld, ihr Rangen! Lauft halt einmal weniger in dieses Fastfood-Restaurant und geht dafür auf die andere Straßenseite zum Herrn Buchhändler! Der gibt Euch mit Freuden ein Exemplar, in dem ihr blättern könnt, soviel hier wollt. Nicht in diesem! Das legt sich Papa schön in die Vitrine, hinter Glas, zu „Mrs. Marlowe's Mäusen", das auch ein sehr schönes Kinderbuch ist."

Und da kann ich's sehen, von meinem Schreibtisch aus. Und kann mich mit meinem Schweinchen Johanna unterhalten, wenn der Herr Chefredakteur wieder mal grantelt und dann habe ich ein festgefrorenes Grinsen zwischen den Ohren und der Chef wundert sich eins. Lass ihn! Wann immer es geht, wollen wir zusammen auf Reisen gehen, Johanna, nicht wahr? Eine angenehmere Reisegefährtin kann man sich nämlich einfach nicht wünschen.

Und Kinders, wenn ihr bei dem Herrn Buchhändler nach Papas schönem neuen Büchlein fragt, es heißt : „Johanna im Zug" von Frau Kathrin Schärer und ist bei atlantis in Zürich unter der ISBN 978-3-7152-0582-3 erschienen. Was eine ISBN ist? Der Herr Buchhändler weiß es. Und nun fragt nicht so lange, los jetzt!

Ein Sommernachtstraum im BT

Kotofeij K. Bajun

Eine Welt ohne Theater sei ein Irrtum, heißt es. Und was für einer! Der letzte Märzabend 2009 bewies es. Er bewies, wofür die Bühne in Brandenburg an der Havel einst gebaut wurde. Nach Jahren der Abstinenz kehrte der Sommernachtstraum an diese Bühne zurück, die Mutter aller neuzeitlichen Verwechselungs- und Liebeskomödien, die Quelle so vieler geflügelter Worte, das Werk des großen Stratforders – wer immer er gewesen sein mochte. Da wuselten sie auf der kargen, aber nichtsdestotrotz raffinierten Bühne umher, die mal den Athener Stadtwald abgab und mal den Hof des Herzogs Theseus, mal die Spielstätte für die herrlich-tumbe Aufführung der sechs Athener Handwerker. Diese – das muss gleich anfangs gesagt werden – kamen von all ihren begnadeten Kollegen am rundesten, am glaubwürdigsten, am schauspielerisch perfektesten herüber – ein Ensemble im Ensemble, beinahe die Haupt- zu Randfiguren umschreibend, sie fast erdrückend mit unglaublicher mimischer Präsenz. Quirlig-blöde, tapsig und aufgeregt, sechs Dumme Augusts von solcher Originalität, solcher unaufdringlichen Komik... Gibt es intelligenten Klamauk? Es gibt ihn.

Wir haben ihn gesehen. Nicht bei Ohnsorgs. Gott bewahre, die wissen gar nicht, was das sein soll. Hier. Hier in Brandenburg! Hier präsentierte sich sublimste Psychologie und Menschenkenntnis im Gewand burlesker Schrulligkeit. Aus der Feder Williams des Größten und dargeboten von wunderbaren Künstlern: Wie er sich dezent auffällig müht, der Schneider Schlucker (Matthias Hörnke), sich als Thisbes Mutter einen überdimensionalen BH anzulegen, ihn unbeholfen über die Ohren stülpt, bis aus ihm ein rechtschaffener Mond wird. Die Mädchen im Publikum quieken. Stumpf rezitiert ein grober Bälgenflicker Flaut (Frank Bettinger) das zärtlichste Liebesgeflüster – das Quieken geht in ein leises Röcheln über. Die ersten Tränen fließen. Aufgeregt wie ein HB-Männchen, eine einzige Parodie auf alle halb dem Wahnsinn verfallenen Regisseure dieser Welt, hüpft ein neurotischer Zimmermann Squenz (Tobias Rott) über die Bühne und leidet an der Dummheit seiner Kameraden und ist doch kein Deut besser und kassiert Getrampel und Gejohle dafür beim Schlussapplaus. Und dann, zum Ende hin, da singen sie, a capella singen sie, die Clowns, die Hanswurste und sie singen, dass man ergriffen ist..., was für ein Bass ganz vorne!, und sie halten ihre Einsätze und es ist so ein Ernst in ihren Stimmen, kein gejuxtes Tremolieren, urplötzlich wechseln sie scheinbar spielend das Fach, sie jagen einem Schauer über den Rücken.

Die Wälder um Athen herum, ist das nicht die natürliche Heimat der attischen Faune, der Söhne Pans? Denen haben die Nymphen Hermia (Nicoline Schubert), Helena (Caroline Lux) und Hippolyta/ Titania (Anne Lebinsky) eine besondere Freude gemacht. Da leuchteten Augenpaare! Besonders bei den beiden Freundinnen Helena und Hermia dominierte so eine laszive und doch sirenenhafte Unschuld ... „und wenn sie verbrennen, ja dafür kann ich nichts". Doch, doch meine Damen, dafür können sie wohl – und das wissen Sie! Anne Lebinsky – ach wie sich das mit Zetteln räkelt, die pure, die animalische Wollust – Aphrodite, Frau Lebinsky, hätte nicht sitzen dürfen im Publikum – die hätte sich das gewiss nicht gefallen lassen, dass

eine Schauspielerin ihr solche Konkurrenz macht. Hatte doch die Göttin seinerzeit mit Phrynen schon genug Theater, mit Verlaub. Leider fristete unser Brandenburger Harald Arnold in seiner Rolle als Egeus nur ein von der Besetzung anbefohlenes Schattendasein. Nun gut, es war eine Aufführung des Hans-Otto-Theaters – aber Arnold mit all seiner Professionalität hätte mehr verdient als den Egeus. Als Oberon hätte er sicherlich auch geglänzt, doch war der Elfenkönig mit Michael Scherff keineswegs fehlbesetzt. Ganz Puck geisterte eine blickfangende Sabine Scholze durch die spröde Athener Forst – wirklich pfiffig die Idee, den Verzauberer des Webers Zettel selbst zu dessen Eselskopf zu machen. Sie ist aber auch eine Süße, dieser kleine Kugelblitz mit dem ausgewiesenen Talent.

War sie nicht auch die würdige Frau von Briest, und das Fräulein Andacht bei Kästners Pünktchen und Anton? Das sind Rollen, die vergisst man nicht. Und jetzt also den Puck dazu, den Robin Goodfellow, den kleinen schabernackigen Troll. Welche Bandbreite – und wie souverän! Gleichwohl das Ensemble in moderner Couture einherkam, störte das nicht. Die Leistung der Mimen machte die Sehnsucht nach einer gediegenen Kulisse vergessen. Wieder wurde man durch die karge und dennoch dynamische Bühnenarchitektur auf die Darsteller fixiert, die leider manchmal etwas weit auseinander agierten. Man wünschte sich zeitweise Komplexaugen um nichts, keine Regung, keine Geste zu verpassen. Dennoch schien eine opulente Staffage entbehrlich: Ganz im Gegenteil – gerade das junge Publikum wurde von der Art des dargebotenen Klassikers ins Stück hineingezogen, kichernd, lachend, gebannt. Hier ließen die Mimen lebendig spüren, was die Bühne von der Fernsehröhre so wohltuend unterscheidet. Wer nach der Glotze süchtig ist, der ist arm dran – wer aber den Sommernachtstraum des Hans-Otto-Theaters noch mal und noch mal und am liebsten gleich noch mal sehen würde, wer nach dem letzten Vorhang mit einem festgefrorenen beseligten Grinsen ins Foyer und der Garderobe zu entschwebte – der darf sich gewiss zu den Glücklichen zählen. Zu den Glücklichen, die den Traum einer attischen Sommernacht mitträumen durften in einer Brandenburger Theaternacht, begleitet von der schmalen Sichel eines echten, zunehmenden Frühlingsmondes.

Eine verhinderte Stadt an der unteren Havel

Dr. Clemens Bergstedt hält Antrittsvorlesung vor Historischem Verein

Dr. Bergstedt hält seine Antrittsvorlesung vor dem Historischen Verein. Im Hintergrund: Grabrelief Erzbischof Wichmanns von Magdeburg

Kotofeij K. Bajun

Ein großes Dorf ist Wusterwitz geworden, ganze 4 km lang, beidseitig der Chaussee. So fällt es gar nicht weiter auf, dass seine aus einem Guss scheinende romanische Feldsteinkirche, die so typisch ist für die Kolonistenkirchen von der Unterhavel bis zum Fläming, für eine Dorfneugründung des augehenden 12. und anbrechenden 13. Jahrhunderts doch ein wenig überdimensioniert scheint. Es sieht so aus, als wäre die Kirche für eine Stadtgründung des ausgehenden Spätmittelalters konzipiert gewesen. Und in der Tat – Erzbischof Wichmann von Magdeburg, General-Siedlungs-Unternehmer und die sicherlich überragendste organisatorische, politische und Diplomatenpersönlichkeit Mitteldeutschlands dieser Epoche, plante für Groß-Wusterwitz eine Stadtgründung, die, wäre ihr denn Bestand beschieden gewesen, heute mindestens das Format von Genthin, Belzig oder Jüterbog gehabt hätte. Wichmann wäre mit „seinem" Groß-Wusterwitz in der unteren Havelgegend präsent gewesen. Und noch heute geht ja die Grenze der Kirchenprovinzen Magdeburg und Berlin-schlesische Oberlausitz mitten durch Brandenburger Stadtgebiet. Desungeachtet wurde es nichts mit der Stadtgründung. Wusterwitz, trotz dörflicher und Marktsiedlung – also zweier mittelalterlicher Rechtskreise – blieb ein Dorf. Warum? Wichmann und sein Stab waren ausgewiesene Profis und keine Stümper, die irgendwelche Luftnummern ausheckten, der willkürlich Ortschaften in die Landschaft pfropften. Was also war schiefgegangen? Dr. Clemens Bergstedt von der Bischofsresidenz Ziesar spürte den Ursachen dieser offensichtlichen Fehlentwicklung in seiner Antrittsvorlesung am 26.11.2009 vor dem Historischen Verein der Chur- und Hauptstadt nach. Im restaurierten Paulikloster fand das Referat ein würdiges Ambiente. Sachkundig und eingebettet in Erklärungen zum historischen Kontext führte der Museumschef in die Welt des Mittelalters, eine Welt, die dem Menschen der Neuzeit mitunter so fern und fremd erscheint, in der dennoch die Grundlagen für unsere moderne okzidentale Welt geschaffen wurden.

Die Probleme, mit denen sich mittelalterliche Ortsgründungen, die ja streng genommen nichts anderes waren als komplexe Wirtschaftsunternehmen und auch genau deren Entwicklungen und Gesetzen folgten, konfrontiert sahen, waren die Probleme von Industrieansiedlungen von heute. Natürlich kamen in Bezug auf mittelalterliche Kolonisationen noch die Unwägbarkeiten von Seuchen, militärischen Auseinandersetzungen und politischen Konflikten hinzu. Dennoch – eine Neugründung stand und fiel zunächst mit der Weitsicht des Lokators, der das Gelände ausgesucht und parzelliert hatte, mit der Fruchtbarkeit des Bodens, mit den geographisch-topographischen Gegebenheiten, mit dem Zugang zu Wasser als Trinkwasser aber auch als Energielieferant für den Mühlenbetrieb oder sogar als Wasserstraße. Es war abhängig vom Verhältnis zu der einheimischen, besiegten und daher oft nicht gerade freundlich gesonnenen slawischen Bevölkerung und überhaupt von der Anbindung an das bestehende infrastrukturelle Netz. Letzterer Punkt, so Dr. Bergstedt, zeichnet wohl hauptsächlich dafür verantwortlich, dass Wusterwitz trotz verliehener Marktgerechtsame auf keinen grünen Zweig kam. Die beiden Hauptverbindungsstraßen zwischen Magdeburg und Brandenburg an der Havel liefen irgendwann einmal nicht wie von Wichmann geplant durch Wusterwitz hindurch, sondern im Norden und Süden an dem Orte vorbei.

Dasselbe könnte, so der Zieseraner Burgherr weiter, auch Luckenberg zum Verhängnis geworden sein, das ebenfalls den Konkurrenzkampf gegen das nur 850 m entfernte Parduin, den Kern der späteren Altstadt Brandenburg, verlor. Auch hier blieb als einziges Relikt die wunderschöne romanische Backsteinkirche St. Nikolai übrig, die für einen einfachen Weiler mit ihrem dreischiffigen und apsidischen Aufbau ebenfalls viel zu groß geraten ist. Allerdings könne man anhand dieser spätmittelalterlichen Kirchenbauten

berechtigt mutmaßen, wie wohl der Erstbau der Katharinenkirche der Brandenburger Neustadt ausgesehen haben mag. Eine Erkenntnis allerdings überragte den gesamten Einblick in eine Zeit, fünfunddreißig Generationen zurück: die Pionierzeit war eine hochdynamische Ära des Aufbruchs, unglaublich agil und lebenszugewandt, aber eben auch nicht frei von Fehlkalkulationen und mitunter sogar tragischen Rückschlägen, wie allein das dem Landboten bekannte halbe Dutzend Wüstungen auf dem Brandenburger Stadtgebiet und der näheren Umgebung hinlänglich beweist. Derrenthin, Stenow, Blosendörp, Luckenberg, Planow, Deutsch Briest, Schmölln... Was damals passierte, eignet sich gut als Lehrstück auch für unsere Zeit. Diese Brücke geschlagen zu haben, seht auf der Habenseite des Referates im Paulikloster, mit dem sich der Historische Verein im Übrigen einen neues Auditorium erschloss.

Faszinierende Gotik

Magdeburger Ausstellung noch bis St. Nikolaus geöffnet

Kotofeij K. Bajun

Das Wochenende im Magdeburger Kulturhistorischen Museum zu verbringen, war wohl nur für die Gruppe der Klaustrophobiker nicht die erste Wahl. Für den Rest de Bevölkerung anscheinend schon, denn so ein ungeheures Gedränge, so ein Besucherstrom gereichte auch denen internationalen Musentempeln in den Metropolen dieser Welt zur Ehre. Nur ein Tag wie dieser, und das Stadtmuseum der Magdeburger Tochter Brandenburg an der Havel hätte für das Jahr ausgesorgt. Was aber zog denn nun die Legionen der Neugierigen in die Stadt unseres Herrn Kaisers Otto? Eine Ausstellung war es: „Aufbruch in die Gotik – der Magdeburger Dom und die späte Stauferzeit". Wir erinnern uns, Gotik, war das nicht diese Kunstepoche, die der Romanik folgte? Statt der zwar in all ihrer Schlichtheit bildschönen, dafür aber wuchtigen und nur mit kleinen Fensterchen versehenen Kirchen und Profangebäude nunmehr verspielt, beinahe zerbrechlich wirkende, himmelsstürmende Kathedralen. Gotteshäuser mit einem Außenskelett, die ersten Wolkenkratzer der Europäer. Gotik, Gotik... Tantarellas, Estampidas, Ductias – ja die Alten wussten zu musizieren, zu tanzen, fröhlich zu sein und ihre Musik hatte mitunter sogar mehr Bumms, mehr Feuer, und sprühte dabei vor lieblicher Unwiderstehlichkeit, als ein Rolling-Stones-Concert unserer Tage.

Hier stolpern wir schon über das erste Geheimnis, warum sich die Besuchermassen gegenseitig die Luft zum Atmen nehmen: Eine wunderbare Einführung in die Welt der spätmittelalterlichen Musik, Trinkhörner zu Kopfhörern umgestaltet, man kann sich auch als musikalischer Laie ein kleines gotisches Orchester zusammenstellen – und man hört und hört und sieht das Instrumentarium unserer Ahnen und flucht über die spanische Hoforchestrierung, die unsere Sackpfeife, die Schalmei, den Brummtopf und den Dulcian, die Fidel und die Drehleier sukzessive aus den europäischen Konzertsälen und dem abendländischen Bewusstsein verdrängte. Wer kein Geld für eine Sackpfeife hatte und auch nicht das Geschick, sich eine solche zu bauen, der blies einen kleinen Röhrenknochen aus, versah ihn mit Löchern und – fertig war die kleine Flöte, das wohl älteste Instrument der Menschheit. Die mittelalterliche Welt aber, diese festgefügte und in Erz gegossene Ständeordnung, war weitaus mehr als Tanz und Vergnügen: Sie war knallharte Realpolitik bei gleichzeitiger tiefster Frömmigkeit. Dass der Magdeburger Erzbischof Günther an einem Heiligen Abend des frühen 15. Jahrhunderts das ganze Dorf Schmerzke in einen lichterloh brennenden Christbaum verwandelte um seinem Gegner Wichard VIII. von Rochow auf Golzow eins auszuwischen, und gleichzeitig aber mit seinem Gotte innigste, tränenbenetzte Zwiesprache in Sack und Asche hielt, war für diese Epoche kein Widerspruch. Der Barbarossa-Vertraute Erzbischof Wichmann, der wohl größte und bedeutendste Kirchenherr der Elbestadt, war gleichzeitig General-Migrations- und Kolonisationsmanager. Heute würde man sagen: ein Wirtschaftskapitän der ersten Liga. Ebenso sein Nachnachfolger, der Käfernburger Albrecht, der die ottonische Südkirche als erste gotische Kathedrale Deutschlands errichtete und das gleich in Dimensionen, die sie noch heute zur zweitgrößten ihrer Art im Reiche macht. Wie machten die das? Die Ausstellung gibt erschöpfend Auskunft. Exponate, weltberühmte darunter, zeigen das Leben der Gotik von der Stadtarmut bis in die Spitzen der mittelalterlichen Verwaltung.

Gleich neben dem bettelarmen Elbfischer, dessen Reusen sich bruchstückhaft erhalten haben, saßen Mönche in einem Kloster und schrieben an Folianten, welche uns noch heute berauschen. Das sind keine schlichten Bücher, das sind unersetzliche Kunstwerke. Und sie sind unsigniert. Auch das gewährt uns Nachgeborenen einen tiefen Einblick in die Geisteshaltung der Gotik, als die gesamte Gesellschaft auf ein sichtbar- unsichtbares Prinzip namens Gott ausgerichtet war. Erst in der Renaissance begannen die Menschen mit ihrem eigenen Namen zu zeichnen. Das eigene Profil wurde immer wichtiger und kleine Ratsherren schmückten nunmehr die gemalten Kalvarienberge, was vorher bestenfalls den byzantinischen Basilei vorbehalten war. Noch aber stand die eigene, bedeutungslose Existenz hinter dem Werk zurück. Es war schon eine ungeheure, eine unfassbare Ehre, daran mitarbeiten zu dürfen, Gott so augenfällig und nachhaltig zu dienen – und so sehen sie denn auch aus, die Skulpturen, Schriften, geosteten Landkarten – versuch keiner, danach seine Urlaubsreise zu planen – die Dome und die Reliquiare. Und man begreift: die Alten hatten ein übergeordnetes Prinzip, was sie bei all dem brutalen Dunkel ihrer Lebenswirklichkeit einte. Damit besaßen sie etwas, was uns, den Luxus-Enkeln heute sehr, sehr schmerzlich fehlt. Ist es das, was diese Besucherscharen von hunnischem Ausmaß in die Hallen den Magdeburger Museums an der Otto-von Guericke-Straße treibt. Die Sehnsucht nach der angeblich Guten Alten Zeit, beispielsweise des Mainzer Hoftages, kann es ja wohl kaum sein. Wer sich diese Exhibition besieht, ist in aller Regel schlau genug zu wissen, dass es diese Zeit nie gab.

Es muss das andere sein, diese Sehnsucht nach einer Haltung, als Menschen über sich hinauswuchsen, hinauswachsen konnten, weil sie sich nicht selbst permanent in den Mittelpunkt stellten, nicht ständig in ihrer Nabelschau gefangen waren. Löblich am Magdeburger Haus, dessen unbestritten internationales Renommee ihm Exponate von unendlicher Güte und aberwitzigem Wert als Leihgaben anvertraute, ist die kluge und umsichtige Einstellung zu auch internationalem Publikum. Man kann problemlos mit Visa zahlen. Die Eintrittspreise sind gesalzen – na ja, verständlich, die Versicherungskosten der eigenen Exponate und der Leihgaben dürften auch nicht zum Discounter-Preis feil sein – aber einer interessierten 9jährigen gleich 5 Euro abzuknöpfen, wofür das Mädel drei Wochen eisern sparen muss – das ist überdenkenswert. So verprellt man den kulturhistorisch ambitionierten Nachwuchs. Wenigstens hatte das Kind im Kinderdom eine liebevolle, einfallsreiche und sehr engagierte Betreuung erfahren dürfen, als die Unmengen von Vitrinen und davor stehenden Erwachsenenbeinen doch zu viel zu werden begannen. Schade, dass die naturkundliche Sammlung geschlossen war. Trost fand der kenntnisreiche Gast im benachbarten Saal, der ganz dem wohl legendärsten Lehrbuch aller Zeiten, dem De arte venandi cum avibus gewidmet ist. Und wenn die ganze Ausstellung nur aus diesem Raume bestünde, es lohnte allein und für sich die Pilgerfahrt in die Ottonen-Metropole. Als Presseleute beklagen wir natürlich den Umstand, dass es uns nicht gestattet wird, für unsere Berichterstattung blitzlichtfreie photographische Aufnahmen zu machen. Es scheint aber, als wären die Magdeburger auf diesen Multiplikator nicht weiter angewiesen. Also sei's drum! Bis zum 6. Dezember hat die rekordverdächtige Ausstellung ihre Tor noch geöffnet. Man sollte sie nicht verpassen!

Festliche Adventsmusik im Dom

Matthias Passauer dirigiert Bläserchor zu Orgelbegleitung

von Kotofeij K. Bajun

Welten trennt diese Musik von dem nervenden Weihnachtsmarktgedudel. Als Kirchenmusikdirektor Matthias Passauer am Abend des 2. 12. im Dom seine 19 Belchbläser dirigierte, die

ab und an von Andy Buch auf der Wagner-Orgel begleitet oder abgelöst wurden, da war es mucksmäuschenstill im vollbesetzten Hauptschiff. Alleine die sieben Adventslieder für Bläser und Orgel in verschiedenen Choralsätzen inmitten eines von Kerzen beleuchteten und auf immerhin elf Plusgrade erwärmten Dom verbreiteten machtvoll den Geist der Weihnacht. Doch auch Stücke der deutschen Giganten Dietrich Buxtehude und Händel dem Großen schmetterten durch Brandenburgs Erstes und ehrwürdigstes Gotteshaus. Passauer wollte es dann aber doch nicht allzu getragen ausklingen lassen und nahm auf vielfachen Hörerwunsch auch das irische Volkslied Londonderry Air sowie das schottische Highland Cathedral ins Programm auf. Ein Höhepunkt aber war die Welturaufführung des Rondo in Es-Dur von Traugott Fünfgeld, der bewies, dass ein zeitgenössisches Komponistenleben nicht zwangsläufig zu Disharmonie und atonalem Gejaule verpflichten muss. Ganz im Stil der alten Meister, und man darf getrost mutmaßen, dass das Publikum um jener willen am Mittwoch Abend in die Kathedralkirche strömte, offenbarte sich Fünfgelds Werk seinen Hörern, die es (man klatscht doch aber nicht in der Kirche...) reichlich mit Applaus versahen. Wer der Phalanx des Brandenburger Bläserchors gegenüber saß, der Mitglieder vom Kind bis zum reifen Erwachsenen in

sich vereint, sah, dass diese Musiker künstlerische Schwerarbeit leisteten. Trompeten, Hörner, Posaunen und eine Tuba jubelten ihre Töne in das nächtliche Gewölbe des Domes, während die Musiker bliesen, dass ihnen der Schweiß auf die Stirne trat. Übrigens konnte man während dieses Konzertes einen der seltenen Momente erleben, der die Krypta verschlossen zeigte. Wohl um der besseren Akustik willen – der Bläserchor war mit dem Rücken zum Laienaltar hin platziert – verbarg sich die Unterkirche diesmal vor den Augen der Dombesucher und gab einen Eindruck, wie der stolze Bau wohl vor dem Anfügen seines gotischen Chores zu der Zeit ausgesehen haben mag, als die heidnischen Voreltern noch mit dem Christentum im Clinch lagen. Hätten die einstigen Missionare aber einen Matthias Passauer, seine Orgel, seinen Bläserchor und die gespielten Stücke im Gepäck gehabt – die Heidenmission wäre ihnen ein gutes Stück leichter gefallen.

Freikugeln und Teufelsspuk am BT

Cottbuser Staatstheater gibt in Brandenburg den Freischütz

K. K. Bajun

Einen Freischütz am Brandenburger Theater – das tut mal wieder gut. Das Staatstheater Cottbus brachte ihn an die Havel. Und das mit sehr achtbarem Erfolg. Was das Ensemble auf der Bühne bot, war eine grundsolide Aufführung – und das im besten Sinne des Wortes. Es muß nicht immer das Spektakuläre sein. Das kennen wir aus dem Fernsehen und es ist so ermüdend. Das bodenständig-meisterhafte Spiel, das die Mimen aus der Spreewaldmetropole gaben, begleitet von einem formidablen Philharmonischen Orchester unter einem engagierten Marc Niemann, das alles machte einen Abend lang richtig Freude. Wenn man eine besondere schauspielerische Leistung hervorheben will, so kommt man an Heiko Walter nicht vorbei, der einen Samiel mit ebenso unerhörter wie diskreter Präsenz spielte.

Das Dämonische, was diesem Samiel anhaftete, das hätte einem Gründgens zur Ehre gereicht und einem Kinski'schem Nosferatu. Ihm, wie auch Ännchen (Cornelia Zink) und Kaspar (Alexander Trauth) wurde beim Schlussapplaus Getrampel zuteil. Wobei vor den beiden Letzteren der Hut ebenfalls tief zu ziehen ist, denn beide sind wohl im Hauptfach Sänger, konnten sich aber schauspielerisch ausgezeichnet behaupten. Kaspar vermochte sich im Spiel sogar gegen den Protagonisten Max (Jens-Klaus Wilde), eine geschulte Stimme fürwahr, durchsetzen. Denn Max ist verglichen mit der wilden Dynamik des verzweifelten Kaspar etwas farbloser, selbst in den Szenen, die ihn der höllischen Macht zutreiben. Kreuzbrav, wie einem Modekatalog der späten Kaiserzeit entstiegen, Schwiegermutters Liebling – aber da fehlte noch der letzte Schliff, dieses Fünkchen, was den Orchestergraben hätte überspringen und das Publikum vereinnahmen müssen. Dieses Lebendige, was nicht im Libretto steht, oder eben vielmehr zwischen dessen Zeilen.

Der Eremit (Andreas Mitschke) hatte recht, wenn er den in einen einfallslosen Schlafrock mit schottischem Muster gewandeten Fürsten Ottokar um eine zweite Chance für diesen jungen Mann bat. Die hat er wirklich verdient. Auch seine Liebste, Agathe (Anna Sommerfeld), des Erbförsters Kuno (Hans-Arthur Falkenrath) Tochter, hatte Mühe, neben ihrer wirklich hörenswerten Stimme zu vermitteln, warum Max auf sie, und nicht etwa auf die Erbförsterei scharf ist. Das Bühnenbild... Also, alle Wetter! Das war sehr achtbar gestaltet – ein Hingucker. Man ist zwar versucht, es als Kompromiss zwischen verträglicher Moderne und dem Sparzwang der

Gegenwartsbühnen zu deuten – dennoch – überzeugend ist das spartanische, in die Tiefe des Raumes entführende Konstrukt allemal. Beinahe an jede Szene ließ es sich mit geringfügigen Änderungen problemlos anpassen. Die Wolfsschlucht sprengte dann auch jede Dimension. Das war wirklich das Außergewöhnlichste, das Grusligste, das Packendste, was sich auf der Bühne über der Grabenpromenade seit langem den Augen des Publikums bot. Das ließ wirklich nichts zu wünschen übrig. Auch hier ein phantastischer Samiel, Kaspar und – nota bene auch Max, der von der düsteren Atmosphäre sichtbar profitierte. Bernd Franke, Bühnenbildner, Chapeau! Vielleicht hätte das Ganze auch noch ein wenig mehr Effekt gemacht, wenn man dem bereits eingeschlagenen soliden Pfad der Darstellung konsequenter gefolgt und die Kostümierung stärker auf die barocke Epoche um die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege in den wilden Gegenden Nordböhmens ausgerichtet hätte, statt die Geschichte in ein launig-fröhliches, frühes 19. Jahrhundert zu verlegen. Biedermeier nimmt dem Stoff die Drohung, das Finstere, die Dramatik. Aber das war ja gewiss nicht der letzte Freischütz. Und wenn die Cottbuser wiederkommen, dann haben wir allen Grund, uns schon auf die nächste Vorstellung zu freuen.

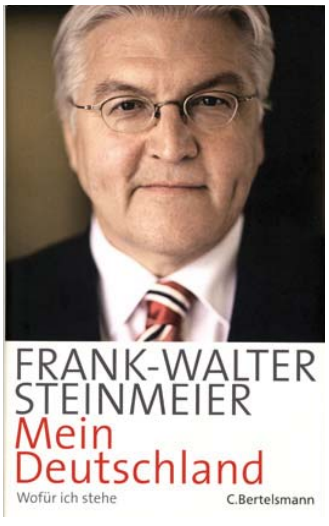
Frühe Memoiren

Bundesaußenminister Frank-Walter Steinmeier stellt seine Autobiographie vor

Michael L. Hübner

Ein CDU-nahes Blatt bespricht eine Biographie eines SPD-Spitzenpolitikers. Na super! Was soll da schon ‚rüberkommen? Das wollen wir als erstes mal festhalten: Hier bespricht kein Konservativer einen Sozialisten, sondern hier gibt ein Demokrat seine Ansicht über das kund, was ein anderer Demokrat schrieb. Herr Steinmeier ist ein Vorzeigedemokrat und hier geht es im Übrigen um die Darstellung seines Lebensweges und nicht um politische Bewertungen.

„Mein Deutschland – wofür ich stehe“ ist eine grundsolide, in schlichtem und unprätentiösem Duktus gehaltene Autobiographie und wenn diese aus der Feder des Herrn Bundesaußenministers stammt, dann ist sie ein wirklich beeindruckendes Selbstbildnis, was seine Wirkung bei einer breiten Leserschaft nicht verfehlen dürfte. Charakterisiert doch jedes Wort, jeder Satzbau, überhaupt, die Gesamtkomposition den Dargestellten als einen aufrichtigen, schnörkellosen, blitzgescheiten und vielleicht gerade deswegen bescheidenen Westfalen, einen, der von „unten“ kam, einen aus dem Volk fürs Volk. Gerade im Superwahljahr kann daher die Vorlage eines solchen Werkes beinahe als Geniestreich gesehen werden, zumal es im Volke gärt und man verzweifelt nach markanten Persönlichkeiten sucht. Herr Steinmeier wird mitunter als etwas unkonturiert, unauffällig und farblos beschrieben. Dennoch aber steht er in der Gunst der Deutschen, aber auch seiner internationalen Gesprächspartner sehr weit oben. Die Lektüre des Werkes erklärt verständlich und nachvollziehbar, wieso. Der Mann ist kein Winkeldiplomat, kein mit allen Wassern des Opportunismus gewaschener Talleyrand – er ist ein zugänglicher, freundlicher, doch in der Sache engagierter, kundiger und erfolgreicher westfälischer Bauernsohn. Es geht ihm um Inhalte, er ist authentisch – so authentisch wie die Wirkung seiner vorgelegten Autobiographie. Sollte aber der als Koautor benannte Thomas E. Schmidt seine Feder zum überwiegenden Teil des Werkes geliehen haben, so wäre dieser Mann schlichtweg ein psychologisches, politisches und literarisches Juwel – gerade weil das Buch nicht den nächsten Pulitzer im Sturme nehmen wird: Durch die einfache und eingängliche Sprachwahl wird nämlich mit chirurgischer Präzision die Sehnsucht eines Volkes adressiert, das sich noch vage an seine großen volksnahen Tribunen erinnert. Wo sind denn all die Schumachers, Wehners, Brandts, Ollenhauers, Bahrs, aber auch die Geißlers und Süßmuths?



Der Bundesaußenminister, sicher kein auf den ersten Blick im Phänotyp erkennbarer Cäsar oder Tribun, hat das Zeug sich in den Zug der auch nach Generationen noch Geachteten einzureihen. Ganz so, wie seine überragenden Vorgänger Walther Rathenau oder Hans-Dietrich Genscher. Genau wie Hermann von Salza war all diesen Außenministern eines gemein, worüber auch Frank-Walter Steinmeier in beinahe unbeschränktem und durch sein Buch beeindruckend bestätigtem Maße verfügt: Der Ruf des ehrlichen Maklers. Leidenschaftlich und doch mit weicher Hand trägt er vor, sowohl sachliche Kompetenz für die inneren Probleme Deutschlands beweisend als auch diese schlüssig in ihren internationalen Kontext einordnend. Es liest sich flüssig lang hin. Keine allzuschwere Kost. Mag sein, dass sich die entsprechenden Werke Henry Kissingers und Hans-Dietrich Genschers etwas spannender konsumieren lassen. Wer aber an einem guten Krimi interessiert ist, der ist bei Wolf oder Mankell auch ganz gut aufgehoben und bedarf keines deutschen Chefdiplomaten. Was wir wohltuend vermissen, ist ausfallendes Geblöke in Richtung des politischen Gegners, diese elenden und sterbenslangweiligen Schuldzuweisungen, diese Manifestationen selbstgefälliger Profilneurosen. Aus Herrn Steinmeiers Zeilen grüßt uns ein ritterlicher Sozialdemokrat, den wir als politisch Andersdenkenden achten und respektieren können, dessen Wort Gehör verdient und zum Nachdenken anregt für alle die, denen politische Aschermittwoschs zum Halse raus hängen.

Der Preußische Landbote dürfte eines der ganz wenigen konservativen Organe in der Bundesrepublik sein, dessen Chefredakteur seinen Schreibtisch unter anderem mit dem Konterfei eines politisch Andersdenkenden ziert, mit dem Vertreter einer anderen demokratischen Partei und der dem vorgelegten und hierorts besprochenen Buche einen Ehrenplatz in der politischen Bibliothek seiner Gazette zuweist. Respekt, Herr Bundesaußenminister, Respekt! Übrigens heißt der Autor auf dem Titelblatt noch immer Frank-Walther. Recht so! Die Reminiszenz an eine dem Ohr verträgliche, weich fließende Sprachmelodie bleibt dem Gedächtnis eher verbunden als dieses unerträglich triviale und stakkatierende „Frank Steinmeier“. Das hätten die Imageberater der SPD bedenken sollen. Denn nicht der Name drückt die Volksnähe aus, sondern die Persönlichkeit, die in einem 240 Seiten starken, sehr empfehlenswerten Buche glaubwürdig und durch und durch respektabel dargestellt wurde.

Frank-Walter Steinmeier
Mein Deutschland – wofür ich stehe
1. Auflage
C. Bertelsmann Verlag München
ISBN 978 -3 -570 -0114 -0

Geistreiches Spiel mit dem Feuer

Tom Wolf legt dritten Hansekrimi „ Feuersetzen“ vor

Kotofeij K. Bajun

Er liebt Brandenburg und kann es nicht verhehlen. Auch wenn sein dritter Hansekrimi zum wiederholten Male in Goslar spielt, der reichen Bergbau- und alten Kaiserstadt im Harz. Wir können jedoch die wenigen verstreuten Hinweise auf die Chur- und Hauptstadt der Mark erkennen, so wie wir bei jedem neuen Preußenkrimi, bei jedem neuen Hansekrimi die immer mehr an Fahrt gewinnende Genialität, diese immense Universalität des Tom Wolf erkennen.

Tsunamis an Mittelalterschund, Legionen von Wanderhuren, Chrirurginnen, Päpstinnen und dergleichen früheuropäische EmanzInnen überspülen gleich einer Ölpest die Strände des deutschen Literaturmarktes. Dieser eine aber, dieser Tom Wolf, der ist die Perle unter den Autoren, die ihre Handlungsstränge in die Zeit vergangener Jahrhunderte verlegen.

Das ist einer, der sich nicht einfach darauf beschränkt, modernen Problemen ein mittelalterlich anmutendes Gewand überzuhelfen, wie das auf denen Volksfesten landauf, landab so Mode geworden ist. Und – Hand aufs Herz – was sieht alberner aus, als ein Schultheiß mit breitkrempigem Hute, unter dem die Rabane-Brille hervorglitzert? Der hier ist echt.

Der gibt die Maße in seinem Buche in Lachtern und Linien, in Klafter und Malter an, nicht in Meter und Liter, wie es in der Vergangenheit so mancher Dutzendschreiber tat. Nur ab und zu blitzt ein wenig schalkhafte Prophetie hervor. Überhaupt – seine Krimis sind unterhaltende Kompendien – man lernt unglaublich viel über Dinge, deren Existenz man vorher noch nicht einmal ahnte.

Was man dem Text nicht entnahm, das steht dann in dem traditionellen Anhang zu lesen, der die historischen Stichworte detailversessen erläutert – eine einzige Referenz an des Autors Akribie beim Recherchieren, an sein ungeheures Wissen und seine Lust am geistreichen Fabulieren.

Dennoch, wir schrieben das unseren geschätzten Lesern schon bei unseren vorigen Kritiken zu den Preußenkrimis ins Stammbuch: Wer einen Wolf liest, der genießt einen 45 Jahre alten Château Mouton - Rothschild, keinen Dornfelder vom Supermarkt um die Ecke.

Ein Wolf ist etwas für Kenner, für die Edlen der Leserzunft, für die letzten Vertreter des deutschen Bildungsbürgertums, denen seichte Unterhaltung ein Graus ist. Hier muß beim Lesen der eigene Brägen fleißig umgerührt werden und auch Wolfs Protagonisten beweisen durch die Bank weg, das sie keine Proleten sind.

Muss denn doch mal eine oder eine den Mund aufmachen, wie die Magd der Sibylle Herbst in dem uns vorliegenden kleinen Büchlein „Feuersetzen“, dann kommt der Feingeist Wolf ins Schwitzen. Einem Humanisten ein Renaissance-Gedicht aus der Feder fließen lassen – kein Problem. Einer Vertreterin des Analphabetismus ein paar Sätze nur zuzuweisen – lieber Wolf, das ist ein rechtes Fegefeuer für Sie, gelt?

Was treiben seine literarischen Kinder nun in den den vierzehn Tagen des Frühsommers 1552 in Goslar? Zunächst sehen sie zu, dass sie sich nicht die Pfoten verbrennen, denn es ist ein im wahrsten Sinne des Wortes heißer Sommer. Ein Feuerteufel geht um und brennt und mordet, was das Zeug hält. Ein rechter Tummelplatz für den italienischen Gelehrten Pietro Paolo Volpi und seinen kleinwüchsigen Freund Gerhard Bartholdi, seines Zeichens Ratsarchivar Goslars. Ja, dachten Sie denn, Wolf überließe irgendeinem Handwerker oder Bauernlümmel die Ermittlungsarbeit? Selbst seinen Detektiv aus dem letzten Goslarkrimi, den Patrizier Jobst, schickt er in den ermittlungstechnischen Ruhestand. Gerade mal, daß er die neue Leuchte am Kriminalistenhimmel, Volpi, in seinem vornehmen Hause beherbergen darf. Und so streifen wir mit unseren Helden durch die farbenreiche Welt des Universalgelehrten Wolf, all die Gärten, die zwitschernde Vogelwelt und das Reich der Bogenmacher und -schützen.

Wir schleichen mit ihm durch die drangvolle Enge von Bergwerksstollen, tief unter Tage. Und wenn wir es nicht schon wüssten, so erahnten wir spätestens jetzt, wo die Hobbys eines der brillantesten deutschen Historien-Krimi-Gegenwartsautoren zu verorten sind. Ohne dem Anhang eine Karte des alten Goslar beizufügen, entwirft Wolf vor unseren Augen ein brillantes Bild dieser vermögenden und doch so menschlich beengten Stadt an der Schwelle zur Neuzeit.

Er ist ein Meister der Sprache, dieser Tom Wolf. Seine Beziehungsgeflechte entwickeln sich mitunter etwas behäbig und sind teilweise verwinkelt wie die Straßen des alten Goslar. Man braucht eben Grips..., nun, wir sagten es schon. Und mitunter braucht es etwas Geduld, ja, das müssen wir zugeben, die Abenteuer des Sherlock Holmes lesen sich etwas flüssiger, gefälliger. Entlohnt aber wird man durch ein farbenprächtiges Bild, ein Gemälde, ein Diorama aus Meisterhand, untauglich als Beigabe für ein Sprengelschokoladen-Sammelalbum.

Entlohnt wird man durch einen enormen Wissenzuwachs, auch wenn es sich um scheinbare Marginalien aus der deutschen Geschichtsschreibung handelt. Nein, das sind sie gewiss nicht. Stattdessen sind es Zahnräder im großen Getriebe der deutschen Historie, die zu hinterfragen es sich lohnt und über deren Beschaffenheit man nirgends so unterhaltsam unterrichtet wird, wie bei Tom Wolf. „Feuersetzen“, so heißt dieser jüngste Krimi aus der Feder des Wahl-Berliners Wolf.

Und wer noch nicht zum Stammlesepublikum dieses Apologeten der geistreich verbrachten Muße zählt, der kann bei der Lektüre dieses 266 Seiten starken Büchleins im Quartformat durchaus Feuer fangen und so – wie wir auch seit Jahren – lichterloh brennen, für ein Literaturformat voller intelligenter Anspielungen, zierlicher Tänze von Worten und Doppeldeutigkeiten, subtilem Humor und der schieren Lust an Bildung, Bildung, Bildung. Mit seinem „Feuersetzen“ hat Tom Wolf ein weiteres Mal ein Fanal entzündet, ein Leuchtfeuer, das weit hinausleuchtet auf den grisen Ozean des Schwundes und hirnlosen Schreibmülls.

Und wenn sie wissen wollen, wie wir darauf kommen, dass Wolf seinen Homburger gen Brandenburg an der Havel lupfte: Lesen Sie, wie der Chef der Feuerspeier- und Gauklertruppe heißt! Glauben Sie an reine Zufälligkeiten in der Namensähnlichkeit zwischen diesem Herren und einem Brandenburger Original, der vor etwa sechshundert Jahren auf der alten Heerstraße von Magdeburg illegalen Wegezoll erhob und dafür von einem erzürnten Fiskus am Brandenburger Büttelhandfaßgraben aufs Rad geflochten wurde? Und die Johanniter-Ballei der zweiten Geldübergabe. Zu wem gehörte die doch gleich...?

Ach, und – Herr Wolf, sagen Sie, die Frage juckt uns schon lange unter den Nägeln: War der 1552er Geburtstag unseres verehrten Herrn Chefredakteurs wirklich ein Samstag, und wenn ja, war es ein julianischer oder ein gregorianischer Samstag und wenn ja – verdammt noch mal, wo treiben Sie eigentlich immer diese sagenhaft alten Kalender auf?

Herrenhäuser in der Mark

ein Vortrag des Vorsitzenden des Historischen Vereins vor dem Arbeitskreis Stadtgeschichte

Michael L. Hübner

Reichtum bedeutet in aller Regel, die Ersparnisse Vieler in den Händen Weniger. Wo könnte das deutlicher werden, als auf dem flachen märkischen Land. Verstohlene Büdnerkaten und ärmliche Behausungen von Kossäten drückten sich um gewaltige Herrenhäuser, mehrgeschossige und mehrflügelige Prachtbauten mit hohen Fenstern, Türmen und wuchtigen Mittelrisaliten. Tausende armer Landarbeiter und Habenichtse schufteten für ein paar reiche Tagediebe. So jedenfalls lautete die von der Arbeiter- und Bauernmacht kolportierte Geschichtsauffassung, die sicher in vielen Fällen nicht unbegründet war.

Der „historische Händedruck" zwischen dem Chef des Arbeitskreises Stadtgeschichte im Brandenburgischen Kulturbund e. V. Wolfgang Kusior und dem Chef des Historischen Vereins der Stadt Brandenburg an der Havel Udo Geiseler am 21. Januar 2009 im Havelzimmer des Fontaneklubs

Dass es auch ganz anders aussehen konnte, erläuterte Udo Geiseler am Mittwochabend vor den 37 Zuhörern, die sich auf Einladung des Arbeitskreises Stadtgeschichte im Fontaneklub eingefunden hatten, um einem Vortrag über märkische Herrenhäuser zu lauschen. Geiseler, selbst Vorsitzender des Historischen Vereins und Lehrer für Deutsch und Geschichte am Rathenower Friedrich-Ludwig-Jahn-Gymnasium, beschäftigt sich seit Jahren mit den Häusern, die einst Sitze des märkischen Adels waren. Sogar ein zwischenzeitlich vergriffenes Buch über dieses Thema wurde bereits von ihm als Mitherausgeber unters Volk gebracht. Er kennt sich aus. In seinem Diavortrag präsentieren sich wahre Kleinodien herrschaftlicher Baukunst, oftmals bis zur Unkenntlichkeit verkommen, manchmal gerettet, manchmal nur in winzigen Anbauten erhalten.

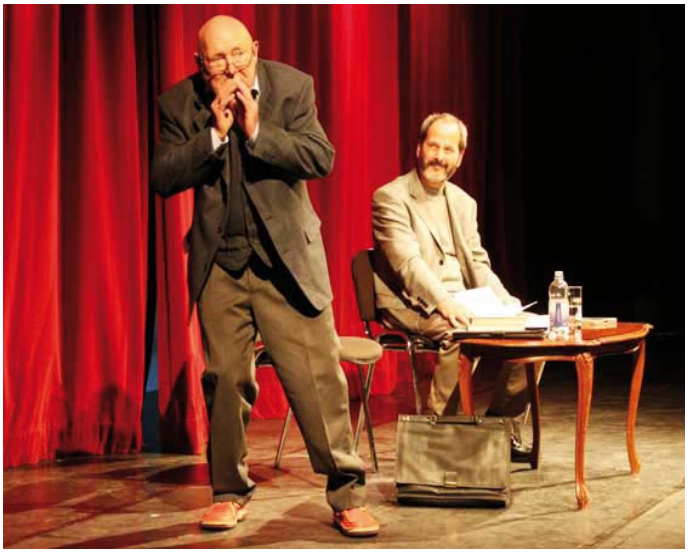
Überhaupt, so meint Geiseler, sollte man das althergebrachte Bild vom geldstrotzenden Landjunker kritisch betrachten. Viele von diesen Adligen waren lediglich Erben kleiner und kleinster „Güter", drittgeborene Träger eines großen Namens, die nicht selten in aufgekauften Bauernhäusern hockten und nicht viel besser lebten als die sie umgebende Landbevölkerung. Gerade mal der Degen hob sie noch aus der Masse heraus. Kam dann doch mal etwas Geld in die Kasse, versuchte man sich zu distinguieren – hier eine überdachte Laube, da ein verziertes Fenstersims und dort ein kleiner, steinerner Baldachin. Noch ein Wappen an die Tür – und fertig war des Edelmannes standesgemäße Behausung. Die kleinen wie die großen Herrenhäuser hielten bis in die letzten Kriegstage. Kampfhandlungen, Abriss wegen Materialgewinnung gemäß Befehl 209 der Sowjetischen Militäradministration zur Schaffung von Flüchtlingswohnungen, unsachgemäße Nutzung in der Nachkriegszeit und Plünderungen setzten der Bausubstanz oft hart zu. Doch, fährt Geiseler fort, ein Haus lebt solange, solange es beheizt wird und ein intaktes Dach besitzt. Insofern ist ein abfälliges Urteil über eine zweckentfremdete Nutzung als Schule, Wohnraum, Arztpraxis, LPG-Büro und ähnliches unangebracht. So konnten wenigstens einige der einst stolzen Häuser gerettet werden bis sie nach der Wende von Fall zu Fall eine zweite Chance erhielten. Manch Investor gab ihnen ihre einstige Würde zurück. Geiselers Vortrag aber hatte an diesem Abend noch eine weitere gewichtige Bedeutung. Wenige Brandenburger konnten bislang verstehen, warum eine Stadt mit regressiver Bevölkerungsentwicklung zweier historisch-geschichtlicher Vereine bedarf. Diese im Kontext mancher Nachwendeabsurdität entstandene Konstellation erfuhr durch den Gastvortrag des Chefs des Historischen Vereins beim Arbeitskreis einen wichtigen Impuls hin zu einer für beide Seiten förderlichen Normalisierung; zumal Doppelmitgliedschaften in beiden Vereinen keine Seltenheit sind. Wolfgang Kusior, langjähriger Chef des Arbeitskreises, wird im Gegenzuge im Verlauf des Jahres vor dem Historischen Verein referieren, was hoffentlich dazu beitragen wird, alte und von Vielen als unsinnig empfundene Gräben zu überwinden.

In Staub mit allen Feinden Brandenburgs

Frisör Kleinekorte balbierte seine Gäste

Kotofeij K. Bajun

„Nehm' Se Platz, Herr Jeheimrat – was jibsn neues aufm Bau? Wieder Nachtschicht jehabt?" Ist sich der Ostdeutsche nicht ganz sicher, ob vor ihm ein Landsmann von diesseits oder jenseits der Elbe steht – diese Begrüßung klärt die Situation in Sekunden. Wer sie versteht ist mit Sicherheit ein gedienter Ossi. Denn so begrüßte Herrenfrisör Wilhelm Kleinekorte, C. U. Wiesners wohl berühmteste Gestalt, Woche für Woche seine Kunden und die Leser des legendären DDR-Satire-Magazins „Eulenspiegel". Was folgte, war ein im launigsten Berliner Dialekt vorgetragener Monolog über Gott und die Welt – vor allem diejenige der DDR. Verpackt in unschuldsvollstem Ausdruck und scheinbar barbarischer Verwechslung aller möglichen und unmöglichen Fremdwörter verbarg sich hinter Kleinekortes Frisör-philosophischen Exkursen allzuoft eine messerscharfe, punktgenaue und brillant scharfzüngige Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen.



C. U. Wiesner und Bernd Keßler auf der Studiobühne (v. l. n. r.) Photo: Bajun

Seinen geistigen Vater C. U. Wiesner aber qualifizierte diese Rubrik, seine Bücher, Theaterstücke, Kabarett-Texte, Hörspiele und vor allem die beim lesenden Volke so beliebten und bei unseligen Intendanten so gefürchteten Theaterkritiken in der „Theater-Eule" für die Erste Garnitur der ostdeutschen schriftstellernden Zunft. „Der Mann spielte in der Oberliga", ließ sich ein glücklicher Theater-Vize Bernd Keßler am Abend des letzten Apriltages vernehmen, als Wiesner – der eigentlich dem Alter geschuldet die Podien fortan meiden wollte – die Studiobühne an der Grabenpromenade beinahe bis auf den letzten Platz füllte. Diesem Heimspiel konnte und wollte der Mann sich nicht verschließen, der mit dem geschriebenen Wort eine ebenso virtuose Sprachbeherrschung bewies, wie Heinz Erhardt am anderen Elbufer. Ein Heimspiel war es, denn Wiesner wurde in Brandenburg an der Havel geboren, mit Havelwasser getauft und schon um seinetwillen dürfte man die Kneipe zum Schwarzen Adler, Plauer Straße Ecke Huck, nicht verkommen lassen, denn in diesem Hause erblickte Wiesner am 1. Januar 1933 das Licht der Chur- und Hauptstadt. Noch neunundzwanzig Tage Demokratie der Weimarer Republik waren ihm vergönnt, die er wohl gierig mit der Muttermilch einsog – denn die diesem Zeitabschnitt der deutschen Geschichte immanente satirische Ironie verließ ihn bis heute nicht. Sehr zur Freude seines Publikums übrigens, das allerdings beinahe geschlossen Wiesners Generation repräsentierte – die bereits erwähnten „gedienten Ossis" also, deren Antennen noch immer sensibel genug sind, um den feingeistigen und spitzen, zwischenzeiligen Humor richtig deuten zu können.

Die erste dreiviertel Stunde Lesungen aus der Schulzeit Wiesners weckte denn auch bei vielen Anwesenden Erinnerungen an Lehrerpersönlichkeiten der Rochow- und der Goetheschule, deren Originalität sie „bequem den Paukern der Feuerzangenbowle den Heidelbeerwein reichen ließ", so C. U. Wiesner. Der zweite Teil der Veranstaltung aber gestaltete sich zu einem kleinen Podiumsgespräch zwischen Keßler und Wiesner, in dem letzterer noch einmal Brandenburgs untergegangene Theraterlandschaft, das Hinterhoftheater in der Blumenstraße beispielsweise, teils anekdotenhaft verpackt aufleben ließ. Lachtränen kullerten, als Wiesner, an dem ein exzellenter Schauspieler und Rezitator verloren ging, die Szene aus Kabale und Liebe memorierte, in der sich Mime Mordhorst als sterbender Ferdinand in das Kulturgedächtnis Brandenburgs spielte. Für die Requisite der Sterbeszene brauchte man einen Regulator. Woher nehmen und nicht stehlen – der Bäcker von gegenüber besaß einen. Also los!

In letzter Minute wurde das Ungetüm von Standuhr auf die Bühne gewuchtet und meldete sich zu Mitternacht mit einem der herrlichsten Abgesänge auf den hochdramatischen Tod Ferdinands und Luisens: „Kuckuck, Kuckuck..." Zu ähnlichem Ruhm brachte es der Nachkriegsintendant am Brandenburger Theater, Kurt Asmus Bach: Als dem Hünen einst von einer Nachwuchsschauspielerin vorgesprochen wurde, schmachtete das Mädchen nach absolviertem Text: „Nun steht's bei Ihnen..." worauf Bach mit dröhnendem Bass antwortete: „Irrtum, mein Kind, es hängt an mir!" Intelligentere Kalauer vernahm man selten. Geschlagene 2 ½ Stunden fesselte Wiesner seine Brandenburger unter dem vom Homburger Prinzen geklauten Titel „In den Staub mit allen Feinden Brandenburgs".

Nein, Feinde musste Wiesner an diesem Abend gewiss nicht in den Brandenburger Staub senden, die Lacher hatte der einstige „böse Geist seiner Klasse", dem Professor Geißler eines ungelenken Streiches willen ein „ungünstiges Prognostikum" zu attestieren androhte, geschlossen auf seiner Seite. Und was derlei Prognosen betrifft, nach Wiesners fulminantem Lebensweg sollte wirklich niemand mehr eine professorale Abwertung für das verbum ultimum halten müssen.

Jakobinische Agenten in Berlin

Tom Wolf legt seinen neuesten Preußenkrimi vor

J.-F. S. Lemarcou

Sie werden die Schlagbäume aufgerissen haben, die Grenzwächter, als Preußens brillantester Kriminalschriftsteller nach zwei hanseatischen Abenteuern endlich wieder den sandigen Boden der Mark betrat. Die Rede ist von Dr. Tom Wolf, dem Sohne Homburgs und geistigen Vater des Zweiten Hofküchenmeisters und Chefdetektivs Friedrichs des Großen, Honoré Langustier. Nun ist er also wieder da und im Gepäck hatte er einen neuen Preußenkrimi und – was Zungen hat, das loben den Herrn – dieses Werk, „Der rote Salon" geheißen, knüpft wieder nahtlos an die überragende Qualität der alten Langustiers an. Nein, das ist zu wenig, das beschreibt es noch nicht: „Der rote Salon" setzt noch einen drauf. Berlin hat seinen Wolf wieder! Neu ist nur der Festeinband und der Verzicht auf die Zitation des Farbenspektrums im Titel. „Zitation", „Spektren" – hier dem Begriffslexikon des Übersinnlichen entlehnt – das sind die Platzhalter der running gags, der roten Fäden gewissermaßen, die sich bislang wasserzeichenartig durch alle wirklich exquisiten Langustiers gewunden haben.

Wir schreiben das Jahr der französischen Revolution, rsp. der Tage, da sie begann ihre eigenen Kinder zu fressen. Was von Adel und blauem westfränkischem Blute, das flieht unter anderem in die preußische Kapitale Berlin, um selbiges nicht dem Volke zur Belustigung unter tätiger Mithilfe des Fallbeils auf de Place de la Greve zu verspritzen. 100 Jahre nach denen Hugenotten, die zumeist als ehrsame Handwerker auf Einladung des Großen Kurfürsten ins Land strömten, sind es nunmehr meist Royalisten, die auf Ausladung der Jakobiner das Weite und die Sicherheit Preußens suchen, leztere aber in Einzelfällen just dort nicht finden. Der Guillotine entronnen, dafür mit dem Hals in Drahtschlingen geraten und jämmerlich erdrosselt – und schon hätten wir das Thema, ohne das ein echter Preußenkrimi kein echter Preußenkrimi wäre. Die übrigen Emigranten treffen auf das beginnende Zeitalter der Romantik, in der die Geisterbeschwörung und Spökenkiekerei sehr en vogue waren, legitimiert gar durch den amtierenden Herrscher auf dem Throne Preußens.

Das Verbrechen fand im Palais Venezobre statt, dem späteren Gestapo- und SD-Hauptquartier und Sitz von Heydrich, das nach dem Kriege nun wirklich niemand mehr aufgebaut wissen wollte. Die Ermittlungen übernimmt die Ballonfahrerin Marquise Geraldine de Lalande, Urenkelin des besagten Langustier – ja, ja, der betont frankophile Monsieur Le Docteur Tomas Le Loupe achtet schon auf die stringente Linie der Verwandtschaft und bleibt beim Erzählen energisch dem Familienkosmos des elsässischen Küchenzauberers verpflichtet. Die Marquise, zunächst selbst im Verdacht stehend, tritt die Flucht nach vorne an, ermittelt, hinterfragt und entfaltet ganz nebenbei behilfst der Schreibfeder ihres Autors Wolf das quirlige Leben des Berlin der Jahrhundertwende vom 18. hin zum 19. Säkulum.

Das eben ist es, was die Wolf'schen Werke für jeden Leser, dessen IQ sich auch nur geringfügig von dem seines Pausenbrotes abzuheben in der Lage ist, so unwiderstehlich macht: Während all die Schmierfinken links und rechts neben Wolf ihren gähnend langweiligen Kram mit dem Anstrich einer vergangenen Epoche versehen, die es so nie gab und die nichts anderes ist, als das lächerliche Zerrbild einer unbewältigten Gegenwart, präsentiert uns der akribische Rechercheur Wolf eine Atmosphäre, welche die real geschehenen Ereignisse hinter sich zurück treten lässt. Es ist alles so passiert, wie Wolf das schildert – oder aber es war zu langweilig um es aufzuzeichnen. Wolf ist ein Zauberer, ein Magier des Wortwitzes, ein so was von hoch intelligenter Plauderer, der so ganz nebenbei jedesmal nicht nur im Anhang,

sondern während des gesamten Textes dem Leser eines Kriminalromans ein enzyklopädisches Bildungsangebot bezüglich einer ganzen Epoche unterbreitet, dezent, unaufdringlich und doch so was von fesselnd. Zwei Tage – dann sind se hin, die 268 Seiten und man betet, dass die Wolf'sche Muse kein Fett ansetzen möge. Der Kalender des Kritikers wird um eine eigene fünfte Jahreszeit bereichert, die anbricht, wenn der nächste Wolf erscheint.

Ein Jahrestag unserer Königin Luise nähert sich und die Laffen und Heinis veranstalten ein ganz unpreußisches Brimborium – Wolf aber setzt dem Mädchen auf seine Weise ein Denkmal, welches in literarischer Hinsicht nicht weniger spektakulär ist als die Schadow'sche Skulptur, die sie gemeinsam mit ihrer Schwester Friederike zeigt. Ungeniert giftet der Autor über Louis Ferdinand, den preußischen Prinzen, Pianisten, Herzensbrecher und sinnlosen Helden wider Napoleon – und... man nimmt es ihm ab. Wolf könnte sogar über den Soldatenkönig lästern oder unserer Kurfürstin Luise eine Pickel andichten, seinem Charme täte das keinen Abbruch und wir würden ihm selbst diese Blasphemie nachsehen. Dass das keine leeren Worte sind, das beweist sich schon aus dem Umstand, dass wir über Wolfs sarkastische Idee, unseren Oberst Friedrich den Großen aus dem Off der Geisterwelt sprechen zu lassen, und das ausgerechnet zu einer aufgeklärten, revolutionophilen eingeheirateten Landadligen mit deutsch-französischen Wurzeln, herzlich lachen mussten. Und wir sind uns sicher: Auch ER hätte darüber geschmunzelt.

Wolfs Werk, wiederum bei be.bra erschienen, dem kleinen, aber feinen Verlag aus dem Herzen Berlins, mit dem Wolf eine unlösbare Haßliebe verbindet und der in Wolf seinen mit Sicherheit begnadetsten Autor besitzt, ist ohne Zweifel schon jetzt ein fester Bestandteil der literarischen Schatzkammer Preußens. Der Landbote empfiehlt seinen Lesern, die er jenseits des Königreichs der Tumbheit und geistigen Verflachung angesiedelt weiß, dieses Buch aus der Feder Wolfs, man könnte beinahe sagen – wie immer – wärmstens und weiß gewiss, dass es denen Menschen mit Geist und preußischem Herzen eine Freude ist, es zu lesen, es zu verschlingen, es aufzufressen. Auch wenn das Vergnügen nur knappe achtundvierzig Stunden währt...

Mimi – La Bohème

Am 6. Mai Premiere im Stadttheater

Kotofeij K. Bajun

Was für eine verrückte Welt! Da beteiligen sich junge Menschen an DSDS, die haben nichts in der Birne sondern nur sich, ihren Friseur und ihren Stylisten eine Menge Zeit gekostet – deren Name wird von Arkona bis Garmisch auf und ab, hoch und runter gebetet. Und dann gibt's da junge Leute, eine Estin, einen Italiener und einen Merseburger beispielsweise, die haben studiert, vor der Musik gar Germanistik und Wirtschaftswissenschaften, die beherrschen die Hohe Sangeskunst bis zur euphorischen Vollendung – aber auf der Straße findet man ihre Namen nicht. Dafür auf der Besetzungsliste von „Mimi – La Bohème", die nach 18 Jahren von Konrad Chr. Göke wieder auf der Brandenburger Bühne zur Aufführung kommt. „Eine Neuauflage des Erfolgsstückes von damals gibt es nicht", so der Regisseur, der die Aufgabe eines Spielleiters darin sieht, im Verlaufe der Proben entbehrlich und erst bei der Aufführung des Werkes wieder erkennbar zu werden. Selbstverliebt ist er nicht, der Herr Göke, und je bescheidener die Regisseurs an die Arbeit gehen, desto mehr ist am Ende von selbiger erfahrungsgemäß zu erwarten. GMD Michael

Liisi Kasenomm als Mimi

Helmrath, dessen drohende und vollkommen sinnfreie Entlassung unter denen kulturinteressierten Brandenburgern einen Protestorkan entfacht hatte, übernahm das Dirigat eines Puccini, dessen musikalische Wahrhaftigkeit Herrn Helmraths Auge glänzen ließ. „So viel Gefühl... die Musik, gewachsen wie ein Baum...", na, na, Herr Generalmusikdirektor – wenn wir schon die Natürlichkeit eines musikalischen Opus loben, so wollen wir doch den Namen unseres venezinaischen Allvaters Vivaldi nicht in den Skat drücken, vor dem auch ein Puccini das Knie beugen muss. Mehr als „al santo selpocro", geht, was Gefühl und schlichte Natürlichkeit anlangt, mit Sicherheit nicht. Das ist das Urmeter aus der Lagunenstadt und wir – verlieren uns wieder in musikalischen Grabenkämpfen. Nein, da wollen wir uns von Liisi Kasenomm, der bildschönen Fee aus den verzauberten Wäldern Estlands herauträumen lassen, die ohne Zweifel nicht nur durch ihren optischen Magnetismus für ein ausverkauftes Haus sorgen wird. Von schnöde nüchternen Fachleuten wird ihre Stimmlage als Sopran klassifiziert. Ach was, diese glockenhelle Stimme eröffnet eine Kategorie für sich. Wenn die Esten mehr solcher Töchter besitzen, dann ist klar, was die Ritter des Deutschen Ordens einst wirklich an die nordöstlichen Gestade des baltischen Meeres zog. Gegen diese Frau wird Bernstein zur Nebensache!

Als Tango-Spezialistin wurde sie vorgestellt. Doch wir befürchten – der Mann, der auch nur einen Tango in den Armen der schönen Estin übersteht ohne die Seele und den Verstand zu verlieren, muss erst noch geboren werden. Nach dieser spektakulären Mimi erhob Bariton Giulio Alvise Caselli aus Ferrara beim Theaterfrühstück am 25. April seine Stimme. Und nun offenbarte sich eine scheinbare historische Stringenz: Fielen die Damen reihenweise in Ohnmacht, wenn der Kastrat Farinelli auch nur hüstelte, so schmachteten sie Ausgangs des letzten Jahrhunderts die „großen" italienischen Tenöre an. Warte mal, schönes Geschlecht, bis du diesen saft- und kraftvollen Bariton gehört hast, der keines Mikrofons bedarf und über die Stimmgewaltigkeit eines preußischen Unteroffiziers verfügt – wo der schmächtige, hoch aufgeschossene Italiener das her nimmt, das weiß Gott allein – und dann wird das Riechsalz neu verteilt! Mit Caselli bricht die Ära der italienischen Baritons an – sein Marcel wird bei der Premiere am 6. Mai den Brandenburgern den Beweis liefern. Und wessen Auge dann noch trocken bleibt, der sehe sich nach einem passenden Hörgerät um!

Als dritter Vertreter der hervorragenden Besetzung ließ sich der aus Merseburg gebürtige Tenor Christoph Schröter vernehmen, der dann auch eine der Hauptrollen, den Rudolfo nämlich geben wird. Tausend Jahre, nach dem König Heinrichs Elitekommando „Die Merseburger" an den Stränden von Havel und Spree für Angst und Schrecken sorgten, revidiert nun ein 31jähriges Talent das Bild, das unter denen Nachfahren der Wenden einst von allem herrschte, was aus Merseburg, dem einstigen Vorposten der deutschen Ostexpansion, herüber kam. Die Merseburger Zaubersprüche waren gestern – jetzt ist es ein gehaltvoll-präsenter Zaubergesang, der sogar in den oberen Tonlagen noch immer kraftvoll agiert und dabei nichts an Gestik und Mimik fehlen lässt. Gerade diesen jungen künstlerisch durchgebildeten Persönlichkeiten will Herr Göke soviel Gestaltungsfreiheit wie möglich lassen – und deshalb, so der Regisseur, gäbe es nun mal keine

Neuauflage, sondern eben etwas ganz Neues. Das hätte sicher auch Puccini gefallen. Der hätte sein La Bohème um die Figur des Muerto (span. der Tod) bereichert gefunden, die in die deutsche Fassung von Göken hineingedichtet wurde. Gábor Biedermann vom Schauspielhaus Zürich – nach Göke eine Inkarnation des jungen Gründgens – führt dezent durch die Handlung und die lebenslustige Tragödin Mimi am Ende in den sicheren, süßlich-Puccini'schen Tod.

Das geschieht sicher nicht zum Nachteil des Stückes, das in bestimmten Teilen aus bühnentechnischen und Kostengründen auf seine Essenz herabfiltriert wurde. Dafür aber bereichert die Brandenburger Kunst-Graffiti-Szene das Bühnenbild – das eben nicht den Pariser Montmartre darstellt, sondern eine Künstler-Loft irgendwo auf dem halben Wege zwischen London und Wien – und wenn Brandenburg denen Bohemiens schon eine Heimat böte, so könnten es wohl auch die alten Hallen der AlWo sein.

Herrn Helmraths Orchester wird aus dem Graben hinauf auf die Bühne befördert – ungewohnt für den Star-Dirigenten, der gerne mit seinen Sängern „mit atmen" möchte. Eine Herausforderung, wie er sagt – aber ohne eine solche mag doch ein chur- und hauptstädtischer Generalmusikdirektor gar nicht aus den Federn kommen...

Obschon die Premiere so gut wie ausverkauft ist – zählt man alle acht geplanten Aufführungen zusammen, so werden rund 3.000 Brandenburger in den Genuss einer Oper von Welt kommen – wenn sie sich die begehrten Plätze nicht durch angereiste Gäste von weit her wegschnappen lassen.

Mord im weißen Kittel

Brandenburger Theater führt „Tiergartenstraße 4" auf

Michael L. Hübner

Pünktlich zur Einweihung des Denkmals der Grauen Busse auf dem Nicolaiplatz führte das Theater in der Studiobühne Christoph Klimkes Stück „Tiergartenstraße 4" aus dem Jahre 2008 auf. Während sich im Großen Haus die leichte Muse mit der Operette „Der Bettelstudent" begeistert feiern ließ, fanden nur verhältnismäßig wenige Besucher den Weg in die Studiobühne. Die dargebotene Kost gehört zugegebenermaßen zur schwerverdaulichsten überhaupt: „Tiergartenstraße 4", oder kurz „T4" genannt, ist schließlich das Synonym für den tausendfachen Mord an geistig und körperlich Behinderten, an Homosexuellen, „völkisch Minderwertigen" und anderen Randgruppen, die von den Nationalsozialisten als „lebensunwertes Leben" klassifiziert wurden. Das staatliche Verbrechen wurde sogar mit dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14.7.1933" legalisiert.

Killer im weißen Kittel wie Prof. Hans Heinze, Prof. Julius Hallervorden, Dr. Aquilin Ullrich, Irmfried Eberl und Oberärztin Dr. Friedrike Pusch töteten, experimentierten und präparierten mit kalter Bestialität – immer das Wohl des „Volkskörpers" und die eigene Karriere vor Augen.

Keiner von ihnen wurde nach dem Kriege nennenswert belangt, weder in Ost- noch in Westdeutschland. Hallervorden bekam sogar das große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland um den persilweißen Kragen gehängt.

Mit dieser fürchterlichen Thematik setzt sich Klimkes ebenso minimalistisch gestaltetes wie tief berührendes Theaterstück auseinander. In Brandenburg an der Havel, der Stadt, der mit den Tötungsanstalten Brandenburg-Görden und Neuendorfer Straße ein unauslöschliches Kainsmal eingebrannt wurde, gewinnt eine solche Aufführung natürlich besondere Brisanz.

Die dargestellten Charaktere sind keine Romanfiguren, sie liefen durch dieselben Straßen, nannten dieselbe Stadt in ihrem Adresskopf, lebten an der Seite der heutigen Großelterngeneration.

In seinem Stück schafft es Klimke, schaffen es die fünf Schauspieler, das Grauen von damals, all das für uns Nachgeborene Unfassbare lebendig werden zu lassen. Mit beispiellosem, weil unbedarftem Zynismus bringt das Monster Dr. Ullrich (Ulrich Voß), nunmehr schwer Krebskranker Bewohner einer Seniorenresidenz ganz in der Nähe der ehemaligen administrativen Tötungszentrale Tiergartenstraße 4, seine Weltsicht zur Gehör. Es schaudert einen ob dieser Unbeschulbarkeit.

Eines seiner ehemaligen Opfer, der fiktive pensionierte Kinderarzt Dr. Niemand (Manfred Borges), der als Zehnjähriger im Gegensatz zu seiner Schwester der Vernichtung entkam, trifft nun als behandelnder Arzt auf seinen ehemaligen Peiniger. Der Arzt und Humanist steht dem Schänder des Arztberufes gegenüber, der im Angesicht des eigenen qualvollen Sterbens seinerseits um „Erlösung" bittet. In diesem Bitten noch rechtfertigt er seine Handlungen von damals, unterstützt von seinem Sohn, seinem Enkel (Thomas Rudnick), der ehemaligen Mitstreiterin Pusch (Friederike Frerichs).

Überzeugend zwitschert Katharina Spiering als unbedarft naive und liebevoll-dümmliche Lernschwester dazwischen, die sich einesteils fassungslos äußert, wie man im Rahmen des Euthanasieprogramms Kinder töten konnte, andererseits im Angesicht des eigenen sterbenskranken Großvaters die Möglichkeit des Gnadentodes wohlwollend erwägt. Und man weiß: Wäre dieses Mädchen Ärztin geworden und die gesellschaftlichen Verhältnisse hätten es hergegeben, Frau Oberarzt Dr. Friederike Pusch hätte eine würdige, „gutmeindende" Nachfolgerin gefunden. Es sind nicht nur die Mörder, es ist Masse, die zum eigenen moralischen und ethischen Denken zu bequem und zu unreflektiert ist, welche die damaligen Ungeheuerlichkeiten möglich machte. Klimkes Stück löste nicht nur Betroffenheit aus – es alarmierte! Es machte bewusst, dass das Leben eben nur in den seltensten Fällen eine lustige Operette ist, sondern im eigenen Interesse ständige Wachsamkeit erfordert.

Nach Kleist wieder eine Oper am BT

Puccinis La Bohème sorgte für ein ausverkauftes Haus

Kotofeij K. Bajun

Mit der jüngsten Opernpremiere am Brandenburger Theater legte ein stolzer Viermaster der Weltmusikkultur an der Grabenpromenade an: Puccinis 1896 in Paris uraufgeführte und seitdem in allen Opernhäusern der Welt beheimatete traurig-romantische "La Bohème" sorgte wieder einmal für ein krachend volles Haus. Nun war es zwar nicht die originale Bohème, sondern eher eine sowohl in der Besetzung als auch in der Handlung außerordentlich verschlankte Version mit deutschem Libretto – dennoch gelang es dem Gestalter der Neufassung, Konrad Chr. Göke, nicht zuletzt mit der Einführung der dem Original fremden Figur des Muerto (span. der Tod, gespielt von Gábor Biedermann) die Grundaussage des Stückes unverfälscht beizubehalten, was das Publikum am Ende mit achtminütigem Applaus, teils Standing Ovations, Getrampel und Gejohle honorierte. Doch die vom Publikum verteilten Straußenfedern können sich mehrere Akteure ins Stirnband stecken. Angefangen bei einem hervorragenden, wirklich superben Bühnenbild – das in sich geschlossen und dennoch offen war und Michael Helmraths Brandenburger Sinfoniker dezent im Hintergrund und doch visibel und absolut verdient omnipräsent in das Werk einbezog – was für ein Einfall es aus dem Orchestergraben zu befreien, wenn diese Art der Aufführung Brandenburgs grandiosesten Generalmusikdirektor auch einige Schweißtropfen kostete!

Eine drehbare und angeschnittene Loft in der westlichen Hälfte der Bühne, bereichert durch heimische Graffiti-Kunst – die Betonung liegt dabei auf dem Worte „Kunst" – machte das Klischee vom Leben der Bohemiens recht nachvollziehbar. Dann aber zog Göke seine blutjungen und dennoch hochprofessionellen Asse aus dem Ärmel: Die fünfköpfige Besetzung der eigentlich mit doppelter Personalstärke versehenen Urfassung riss alles – und am Ende das Publikum von den Sitzen. Ganz vorneweg die estnische Fee Liisi Kasenõmm – Himmelherrgott noch mal, wer hat denn dieses Poster verbrochen, das überall in der Stadt hängt und das für sich genommen ein Sakrileg an der Person dieser Diva darstellt – und dann gefolgt von ihrem Bühnenpartner, dem Merseburger Christoph Schröter. Deren und die Stimmen von Marcello (Giulio Alvise Casseli), DEM zukünftigen Bariton des Landes wo die Zitronen blühen und Heike Maria Förster als Musette gaben einer kleinen Bühne in der Provinz für anderthalb Stunden ein Flair von Welt. Insbesondere die bildschöne Estin beeindruckte mit einer Tonsicherheit, selbst dann noch, wenn sie schmachtend auf den Boden sank. Dazu die schauspielerische Leistung aller fünf Mimen, die es verstanden, mit dem Körper Linien in den Raum zu zeichnen, spannungsgeladen und dramatisch – eine Kunst, in der vor allem Casseli und Schröter brillierten. Was den mimischen Part der Aufführung betraf, so wurde schnell klar, warum Göke den vom Schauspielhaus Zürich herbeigeeilten Gábor Biedermann mit dem jungen Gründgens verglich – das Potential steckt in ihm, die Eleganz und die ganz eigenständig profilierte Präsenz. Es zum alten Gründgens zu bringen – dazu hat er ja noch das ganze Leben vor sich. Etwas zu kurz kam die wichtige Figur der Musette, die ja als das weiblich-vermittelnde Element zwischen der Mimi und den beiden Künstlern Rudolfo und Marcello fungiert. An dieser Stelle war die Schere, die Göke bei der Handlung des originalen Werkes ansetzte, schmerzlich zu spüren. Muerto musste quasi als Mädchen für alles auch die Rolle des reichen Verführers Alcindoro in seinen Auftritt integrieren – was nicht eben leicht zu verdauen war. Lässt sich in der ursprünglichen Fassung das arme Mädchen vom vorgetragenen Reichtum, also von praller Lebenslust korrumpieren, so führt uns der Regisseur mit der blitzsauber singenden Heike Maria Förster am Arme Muertos eine Prolongierung des Berliner Totentanzes, eine Version von „der Tod und das Mädchen" vor Augen – die ja eigentlich eher auf die Figur der Mimi zutrifft. Das stiftet Verwirrung und wird auch der wirklich verführerischen Mezzo-Sopranistin nicht gerecht.

Zu beklagen ist auch, dass die Puccini'sche Musik, mit der die ganze Handlung steht oder fällt, im Zeitalter des Fernsehens vor der Allgegenwart der Filmmusik verblassen muss. So schön sie auch ist – Ron Goodwin und Ennio Morricone sind auch nicht übel und während zu der Zeit des Paul Nipkow Filme bestenfalls von einem Pianisten vor der Leinwand begleitet wurden und daher eine Opernmusik im Stile der Belle Époque noch ein Alleinstellungsmerkmal beanspruchen konnte, hat sich die Situation gerade bei Themen, wie sie von diesem Libretto gezeichnet werden, grundlegend geändert. Einem Don Giovanni kann das nicht passieren und einem Artaserse auch nicht. Und überhaupt – so einen richtigen Gassenhauer, den man noch nach zweihundert Jahren auf der Straße pfeift, sucht man in dem Rührstück vergebens. Dennoch, dennoch – allein die großartige Be- und Umsetzung des Werkes rechtfertigte den fulminanten Applaus nach dem Schlussvorhang. Es ist wieder einmal einer der großen Würfe, die dem Brandenburger Theater gelangen, was schon durch den Umstand bewiesen wird, dass man in der Umgebung der Brandenburger Grabenpromenade während der Premiere von Mimi – La Bohème vermehrt Kraftwagen mit Berliner Kennzeichen sah. Ja, die Stadt Max Reinhardts, Bert Brechts und Heiner Müllers scheint peu a peu zu realisieren, wo auch in ihrer unmittelbaren provinziellen Nähe Kunst geboten wird, die auch international vorzeigbar ist. Noch besser aber wäre es, würde man dieser Erkenntnis auch in der Chur- und Hauptstadt endlich gewahr werden und nicht die Protagonisten des Erfolges in einer idiotischen Parforcejagd sinnlos durchs Dorf hetzen.

Q 10

– eine dystopische Satire feiert im Fontane-Klub Premiere

Kotofeij K. Bajun

Es ist fürwahr eine bitterböse Groteske, die das event-theater in seiner Premiere am Samstag im Fontane-Klub dem Brandenburger Publikum vorstellte. Doch was tat dieses Stück, "Q 10 – eine Oldie Horror Picture Show " anderes, als einen Blick in die Zukunft zu wagen, eine Zukunft, die gar nicht so weit entfernt ist? Autorin Susanne Boetsch legte einfach das Lineal an die demographische Gegenwart und verlängerte den Strich ins Jahr 2097. Die Deutschen werden im Durchschnitt 125 Jahre alt und die Senioren stellen die Majorität des deutschen Volkes. Junge Menschen gibt es kaum noch, und die wenigen haben das Leben der unendlich vielen Pensionäre zu stemmen. Das geht natürlich nicht auf Dauer gut.

Regina von Dönitz (Maggy Domschke) hat General a. D. Franz von Hatten (Hank Teufer) bereits fest am Haken

Die Regierung denkt nach und reagiert mit der "Regenerationsstufe 4". Wer also über weniger Pensionsansprüche verfügt als ein ziemlich hoch angesetztes Minimum, sich auch selbst noch kaum behelfen kann, der verfällt dieser Regelung, die ihn während eines kollektiven Abendmahls im Sauber- und Sattbereich eines Regenerationszentrums auf die Non-Vivale-Phase vorbereitet. Ach – es hagelt, den heutigen Polit-Kauderwelsch perfekt aufgreifend, Euphemismen der übelsten Art. Regenerationsstufe 4 heißt – ab durch die Mitte! Die Urne ruft!. Der Mensch ist nicht mehr finanzierbar. Das war's. Ob für den ehemaligen Leiter einer Postdienststelle Wiedemann (ein unbezahlbarer Hank Teufer, der in diesem Stück wirklich alle Register seines schauspielerischen Könnens zog), oder für die furios-lebenslustige, medeenhafte Greisin Regina von Dönitz (Maggy Domschke, die einige Textunsicherheiten mit einer Mimik und Gestik ausglich, die sie nachgerade auf die Komische Alte verpflichtet – Frau Domschke: das hatte was von Monty Python, das war Komik der Oberklasse, dieses Spiel der Augen war einfach nur umwerfend) – für alle Alte heißt es: entweder der Zaster reicht zum Leben – oder der Ofen ist aus.

Mit aller Raffinesse und gnadenlosem Impetus lockt die Schwarze Witwe von Dönitz betuchte Männer in ihr Netz, deren baldiges Ableben sie forciert um dann die ihr daraus zuwachsene Witwenrente zu kassieren. Hier unterlief der Autorin ein kleiner Fehler, denn wer sich schon heute als Witwe neu verheiratet, verliert alle Ansprüche aus der vorigen Ehe. Aber das nur am Rande...

Von Dönitz jedoch, selbst pensionierte Mathematik-Gymnasiallehrerin mit zuletzt noch gerade mal drei Schülern, brachte es so schon neben ihren mickrigen Altersbezügen von € 700,- auf satte €2700,-, was ihr die Gesellschaft einer Hausdame (eine herrlich nervös-quirlige Sonja Pfeil) und das Leben in einer Suite ermöglicht. Doch dieser Standard will gehalten werden – und so schaut sich die mörderische alte Dame von 92 Jahren nach ihrem nächsten Opfer um.

Man möchte das Stück, das unter der Regie von Sylvia Kuckhoff aufgeführt wurde, als eine einzige Tragikomödie mit absolut realem Hintergrund bezeichnen, einen bitterbösen und zugleich saukomischen Warnruf, in jedem Falle aber tief unter die Haut gehend, nachdenklich stimmend. Eigentlich hätten sich alle Mimen, darunter auch ein brillanter, chamäleonhafter Nico Will, der – und das will was heißen – in der Truppe um John Cleese auch eine gute Figur gemacht hätte – einen Platz auf der Prämienliste der Riester-Renten-Protagonisten verdient. Aber, wie das immer so ist, die armen Mimen placken sich auf der Bühne ab und die anderen – kassieren. Lässt man das ganze Stück noch einmal Revue passieren, so möchte man ihm am liebsten das Mäntelchen des tapferen Markgrafen Rüdiger von Bechlarn umhängen, einsam den Ruf einer im Untergang begriffenen – oder einer sich eventuell über diese Aussaat neu formierenden Brandenburger Theaterlandschaft(?) verteidigend. Während drüben in der Grabenpromenade die Grabenkämpfe toben, wird hier im Maßstab des Hinterhoftheaters auf kleiner, aber so was von witziger Bühne hohe Schauspielkunst zelebriert, keine Posse, kein Klamauk, kein nervtötender und zeitraubender Nonsens – sondern das, wofür gutes Theater stehen sollte: gesellschaftsrelevante Themata aufgreifen, verständlich und unterhaltsam umsetzen, Freude bereiten, zum Nachdenken anregen.

Brandenburg begriff das durchaus und so fand sich zur ausverkauften Premiere auch ein hochkarätiges Publikum: Die ganze Familie Tiemann, Hofschauspieler und Urgestein Harald Arnold, Birgit Fischer... Dass am Schluss die Standing Ovations ausblieben, mochte daran gelegen haben, dass die Aussage des Stückes dem zuschauenden Volk in die Knochen gefahren war. Zumindest hörte man in der Pause und nach dem letzten Vorhang über nichts anderes reden. DAS macht ein gutes Stück aus! Deshalb an dieser Stelle noch einmal Applaus, Applaus für die Helden von den Brettern, welche die Welt bedeuten. Sie haben ganze Arbeit geleistet und wenn Brandenburg etwas an seiner Theaterlandschaft liegt, dann kann es das hier beweisen, an der Abendkasse im Fontane-Klub nämlich, wenn die nächsten Aufführungen am 20./27. März und am 3./10./17. April, jeweils um 20 Uhr angesetzt sind. Näher hinschauen lohnt sich.

Auch Poststellenleiter Ernst-Ulrich Wiedemann (Hank Teufer) befindet sich schon im Netz der schwarzen Witwe. Fotos: Kotofeij. K. Bajun

Quitt

Hans-Jochen Röhrig liest aus Fontanes vergessenem Kriminalroman

Kotofeij K. Bajun

Während im Theaterpark die Vögel in den Frühling tremolierten, setzte das kleine Ensemble um Hans-Jochen Röhrig wieder einmal im Rahmen der Leselust einen kleinen, aber brillanten Farbtupfer in den in letzter Zeit so hart umkämpften Musentempel. Etwa 50 Zuhörer lauschten Fontanes beinahe in Vergessenheit geratenen Kriminalroman „Quitt" aus der Feder Theodor Fontanes. „Fontane hatte den Stoff wieder einmal gestatt erfunden", so Hans-Jochen Röhrig in seiner Eröffnung. Während eines Sommeraufenthaltes im Riesengebirge kam ihm die Geschichte von einem sieben Jahre zuvor in der Nähe von einem Wilddieb erschossenen Förster zu Ohren. Das Geschehnis packte den Bibliographen des märkischen Adels und in seiner bekannt-blumigen Weise strickte er alsbald eine romantische

Prosa rund um den bösartigen Förster Opitz und seinen Gegenspieler, den 27jährigen Wilddieb Lehnert Menz. Bei Menzen liegt der Verdacht nahe, der Mann hätte seinen Namen von der gleichnamigen Forst rund um Fontanes geliebten Stechlin erhalten, in welchem ebenfalls ein Baum von einer gleich gearteten Untat zeugt.

Wie dem auch sei – Herr Röhrig, begleitet von der wunderbar talentierten Sabine Arnold und dem einfühlsamen Fagottisten Hanno Koloska gaben Auszügen des Werkes im Großen Foyer des Brandenburger Theaters Stimme und Gestalt.

Herr Koloska setzte mit einem Novum Akzente für die nachfolgenden Stücke der Reihe: Nicht, wie Rita Herzog mit ihrem immobilen Klavier an den Ort gebunden, ließ er mal von hier und mal von dort aus den Tiefen des Großen Foyers sein Instrument erschallen, welches seine Abkunft vom lieblichen Dulzian, sowie von denen Ranketts und Bass-Pommern Note für Note herausstrich.

Der Vortrag selbst ließ das Publikum gewohnt atemlos lauschen. Mit Engagement und Leidenschaft verliehen Frau Arnold und Herr Röhrig der ebenso reichen wie nunancierten Wortgewaltigkeit Fontanes Stimme und Gestik. Mit scheinbar geringem Aufwand zogen die beiden Rezitatoren ihre Hörer ins Geschehen, ließen die Landschaft im Reiche Rübezahls bildhaft im Raume entstehen, schlugen eine Brücke in längst vergangene Tage.

Natürlich braucht es auch Einfühlungsvermögen seitens des Publikums, denn so, wie Fontane seinen Roman anlegte und vor allem, wie er ihn endigte, krähte im Hier und Jetzt kein Hahn mehr nach ihm. Es scheint, die gewohnte Fontane'sche Feinzeichnung der Charaktere, wie in „Unterm Birnbaum", im „Schach von Wuthenow" oder in „Effi Briest" sei hier völlig auf der Strecke geblieben.

Was Wunder, dass sich zunächst die „Gartenlaube" der Schrift annahm, eine Gazette, die unser Herr Vater Tucholsky in den „Träumereien an preußischen Kaminen" jenem Drachen zur Lektüre anheimgab, der nebenher auch H. St. Chamberlain las und seither etwas wirr im Kopfe war.

Zwar vermochte der Drache sich nach erfolgter Erlösung der Prinzessin noch um die Stelle des Personalchefs im Preußischen Ministerium des Innern zu bewerben. Rathenau aber hätte sicherlich einen Konsumenten der „Gartenlaube" an selbige zurück verwiesen.

Nun denn, vielleicht liegt darin auch der Schlüssel der relativen Unbekanntheit dieses 1889 erschienen Werkes, welchem Herr Röhrig jedoch zur Freude seiner Hörer dankenswerter Weise für einen schönen Sonntagnachmittag wieder Leben zwischen die Zeilen hauchte.

Schule im Aufwind

Bettina-von Arnim-Schule bietet wieder 7. Klassen an

Michael L. Hübner

Bildung ist die einzige Ressource, über die Deutschland in beinahe unbegrenztem Umfang verfügen könnte. Leider wurde dieser Quell gesellschaftlichen Wohlstands bundesweit in den letzten Jahren arg vernachlässigt, wie die Pisa-Studien alarmierend belegten. Engagierte Pädagogen wie der Direktor der Lehniner Bettina-von-Arnim-Oberschule, Dr. Hans-Dirk Lenius und sein Lehrerkollegium wollten sich mit dieser Situation nicht abfinden. Mit dem Kampf um den Erhalt und die Innovation ihrer Schule führten sie gleichzeitig den Kampf um ihre Schüler und deren Chancen im späteren Berufsleben. Mit Erfolg, wie man sich am 17. Januar 2009 anlässlich eines Tages der Offenen Tür überzeugen konnte. Mit Hilfe der Landesregierung gilt es nunmehr als sicher, dass die Schule wieder zwei Siebte Klassen ausbilden kann.

So stand denn auch der ebenso eifrig in der Sache bemühte Staatssekretär Burkhard Jungkamp vom Brandenburgischen Ministerium für Bildung, Jugend und Sport (MBJS) vor den über 100 Gästen der Schule und zeigte sich zutiefst beeindruckt von dem bisher Erreichten: „Meine beiden Kinder sind der Schule entwachsen, aber glauben Sie mir, wären sie jünger, ich würde sie ohne Zögern hierher schicken! Ich habe mich im Vorfeld informiert: In vielen Disziplinen verzeichnet diese Schule überdurchschnittliche Ergebnisse." Eine bessere Referenz konnten sich Lenius und sein Kollegium nicht wünschen. Jungkamp stieß damit in dasselbe Horn wie sein Chef Bildungsminister Holger Ruprecht am 10.11. letzten Jahres, der ebenfalls die Lehniner Oberschule besuchte. Der Staatssekretär weiß, worauf es ankommt. Der gelernte Mathematik- und Physiklehrer war selbst viele Jahre lang Schulleiter. Mit großzügigem und weitläufigem Schulgelände, mit den Sport- und Spielflächen und der einerseits liebevollen, andererseits hohen Ausbildungsansprüchen angepassten Ausstattung empfiehlt sich eine Schule, die sich den verpflichtenden Namen einer der feingeistigsten und emazipiertesten Frauengestalten der deutschen Geschichte gab. 7 naturwissenschaftliche Labore, zwei moderne Computerkabinette, Pausenräume zur aktiven Pausen- und Freizeitgestaltung mit einem Billard, einer Tischtennisplatte, Tischfußball und Sportgeräten sowie selbst ein Hauswirtschaftskabinett machen diese Lehreinrichtung für den Nachwuchs attraktiv. Eine besonderes Highlight ist ein Kleintierkabinett mit lebendigen Vögeln, Mäuschen, Fischen und anderem Getier. Es wird von der Abiturientin Ellen Beuster hingebungsvoll betreut.

Viele Eltern und Schüler zeigten sich so begeistert, dass sie auch die mitunter beschwerliche Anfahrt aus den umliegenden Dörfern auf sich nehmen. Unterstützt werden sie dabei durch die Schule, die in bestimmten Fällen einen Schuttle-Service mit einem Kleinbus vorhalten wird. Während die Mädchen der 9., 10. und 13. Klassen für die Besucher ein faszinierendes Tanzprogramm von Showdance bis Cheerleading unter Leitung von Britta Berndt, der Sport und Geschichtslehrerin vorführen, können die zukünftigen Siebtklässler schon von einer Kennenlernfahrt nach Lehnins Partnerstadt Tervuren im Königreich Belgien träumen, mit der die Schule ihre Jüngsten künftig begrüßen will. Die Kosten wird dem Vernehmen nach die Gemeinde tragen. Vielleicht wird Frau Berndt sie dann begleiten, denn sie ist eine zukünftige Klassenleiterin der Siebten Klassen. Schuf das Kloster Lehnin vor acht Jahrhunderten die Grundlage dafür, dass sich die idyllische Perle der Zauche zum Impulsgeber der Region entwickelte, so hat die Bettina-von-Arnim-Oberschule dieses Erbe erfolgreich aufgenommen um es in die Zukunft seiner Schüler zu investieren.

Schweine – Liebenswertes Borstenvieh

ein Buch aus der Feder Herrn Lutz Schierings

K. K. Bajun

Es gibt keinen Zweifel: Lutz Schiering liebt das Borstenvieh. Das unterscheidet ihn von der Mehrheit seiner Mitmenschen. Sieht man doch in diesem wunderschönen und mit einer hohen sozialen Intelligenz begabten Mitgeschöpf in vielen Fällen nur den Nahrungslieferanten, dem eine Seele abgesprochen wird. Es fällt leichter das Tier zu schlachten, wenn man es abwertet, ihm die Würde zu nehmen versucht.

Und dann kommen Leute wie Lutz Schiering. Sie ergreifen Partei für die, denen es nicht gegeben ist sich verständlich zu machen. Ihr Gruffeln, Grunzen und Quieken wird bestenfalls als „süß" empfunden. Lutz Schiering aber hört genauer hin. Und er übersetzt. Weder überlädt er den Text des 144 Seiten starken Buches mit Fachtermini, noch überfrachtet er es mit schmalzigen Bildern. Der Großteil der Farbaufnahmen widerspiegeln das wahre Wesen der Schweine ohne auf Effekthascherei auszugehen.

Vor allem aber profiliert sich der Autor immer wieder als Advokat, als Fürsprech, als Apologet der gequälten Kreatur, wenn er zum Beispiel die lächerlichen EU-Richtlinien zitiert, die einem 220 Pfund schweren Tier gerade einmal einen einzigen gottverdammten Quadratmeter Lebensraum zugestehen. Und immer wieder mahnt er, sich in die Haut dieses Mitgeschöpfes hineinzuversetzen, in die Schwarte, die so derb scheint und doch zu verletzlich ist.

Unerbittlich legt Herr Schiering den Finger auf die erbärmlichen Bedingungen, unter denen Schweine der menschlichen Profitgier geopfert werden. Natürlich wird auch Herrn Schierings Buch für die Sache der Schweine nicht leisten, was beispielsweise Harriet Beecher Stowe mit ihrem Onkel Tom für die Befreiung der Neger anstieß. Denn diese galten gedankenlosen und größenwahnsinnigen Weißen über Jahrhunderte hinweg nicht viel mehr, als eben – Schweine.

Dennoch ist dieser liebevoll gestaltete kleine Band ein weiterer, ein wichtiger Ziegelstein in der Mauer des sich formierenden Widerstandes gegen profitorientierte Tierquälerei. Und er zeigt, dass das Verhältnis zu unseren vierbeinigen Genossen ein zuverlässiger Spiegel ist: Wer ein Schwein für dumm und dreckig hält, ist es zwingend selbst. Wer diese Tiere diffamiert, zeichnet das eigene erbärmliche Psychogramm; wer denkt, er könne jemand anderen beleidigen, indem er ihn ein Schwein nennt, dokumentiert damit lediglich den vollständigen Verzicht auf eigene menschliche Intelligenz.

Wenn Lutz Schiering zum Schluss seines Buches Winston Churchill mit den Worten zitiert, dass Hunde zu uns aufblicken, Katzen auf uns herabsehen (wie wahr!), Schweine uns jedoch als ihresgleichen betrachten, dann impliziert diese weise Erkenntnis, dass der Nackte Affe (D. Morris) allen Grund hat das Vertrauen dieser wundervollen Kreatur um Gottes und seiner selbst willen zu rechtfertigen. Denn das ebenfalls in Herrn Schierings Buch nachzulesende Bonmot Edgar Allen Poes, dass Menschen senkrechte Schweine seien, ist von klugen Menschen eher als Auszeichnung zu verstehen, die eines nachgewiesenen Verdienstes bedarf. Nur heillose Toren und Dummköpfe vermögen darin eine Herabwürdigung zu erkennen. Dieses Buch wirbt für -, nein, es fordert Respekt vor diesen unseren Mitgeschöpfen. Respekt, der gerade durch die große biologische Nähe zwischen den Gattungen homo und sus besonders augenfällig wird. Andernfalls könnte es sein, dass letztere bald wieder, ungestört von einem gierigen Raubaffen, durch die Wälder und Lichtungen dieser Welt gruffelt. Denn wie sagte schon Ingrid Newkirk, die Gründerin der internationalen Tierschutzorganisation PETA: „Tierbefreier bekämpfen die Sonderrolle des menschlichen Tiers, es gibt also keine rationale Basis dafür, zu behaupten, der Mensch hätte Sonderrechte. Eine Ratte ist ein Schwein ist ein Hund ist ein Junge. Sie sind alle Säugetiere." Dem haben wir nichts hinzuzufügen. Außer, dass es uns eine Ehre und Freude ist, diesen entzückenden Band unseren Lesern wärmstens anzuempfehlen.

Ein Buch, in dem der Schweinefreund beim Betrachten der teilweise wirklich großartigen Bilder durchaus zu einer meditativen Erfüllung gelangen kann – denn was verströmte mehr Ruhe als ein wohlig in seiner Suhle lagerndes Schwein! Sie lachen?

Dann schauen Sie sich mal „Die Versuchung des Heiligen Antonius" des großen Hieronymus Bosch an, ein Bild, was uns Herr Schiering in seinem Kapitel „Das Schwein in der Kunst" leider vorenthielt. Mehr Ausgeglichenheit stand selbst Buddha nicht zu Gebote.

Und wo würde sich der Inbegriff des Glückes deutlicher manifestieren als im Gesicht einer Schweinemutter, die ihre Ferkel säugt! Im Namen der Schweinewelt und in unserem eigenen danken wir Herrn Lutz Schiering für ein Buch, das den deutschen Büchermarkt endlich einmal bereichert, statt ihn schmerzhaft zu belasten.

Lutz Schiering
Schweine – Liebenswertes Borstenvieh
Komet Verlag Köln
144 S.
ISBN 978-3-89836-809-4

Leserreaktion: MELODYROSE, 02. März 2010

Nachdem ich diese tolle Rezession gelesen hatte, wusste ich, dass dieses Buch das richtige für mich ist. Denn ich war auch der Suche nach einem gutem, ausführlichen Buch, welches Schweine auch als die wunderbaren Tiere wertschätz, die sie sind.

Jetzt hab ich das Bucb gelesen und kann nur bejahen, dass der Autor Schweine sehr gerne hat und sie als mehr als nur Nutztiere zur Fleischgewinnung sieht. Es gibt viele schöne Bilder und auch viel Wissenswertes in dem Buch zu finden.

Leider muss ich aber auch dazu sagen, dass ich mir mehr Details, mehr Tiefe gewünscht hätte. Denn so toll auch die verschiedenen Rassen beschrieben sind, fällt das Kapitel über die Haltung doch sehr spärlich aus.

Es ist ja schön und deutlich darauf hinzuweisen, dass es nicht gut ist was in der Massentierhaltung vor sich geht. Aber dann nur kurz zu erwähnen, dass es noch ein paar Schweine auf dieser Welt gibt, denen das Glück beschert ist in Weidehaltung zu leben, ist mir zu wenig. Gerade für seine große Sympathie zu Schweinen hätte ich mir einfach mehr Inhalt erwartet. Aber das ist nur meine persönliche Meinung.

Alles in allem ein schönes Buch für jeden Schweinefan, der sich nicht unbedingt eines oder mehrere zulegen will, zu empfehlen. Für Schweinehaltung sollte man dann doch auf Fachliteratur zurückgreifen.

gefunden auf: http://www.sportiversum.de/produkt_3898368092_ 06.07.2010

Traumfresserchens Abgesang

Brandenburger Theater führte vorläufig letztes Traumfresserchen auf

Kotofeij K. Bajun

Traumfänger sind ja seit einiger Zeit im Schwange. Sie sollen nach indianischer Überzeugung vor bösen Träumen schützen. Na, wer's glaubt... In Michael Endes Kinder-Theaterstück bedarf man dieser Staubfänger nicht. Hier erledigt das Traumfresserchen den Job, ernährt sich von bösen Träumen, lebt zurückgezogen im Keller des Königsschlosses von Schlummerland. Eine naseweise und bornierte Prinzessin verjagt es aus seinem Domizil – und erhält dafür postwendend die Quittung: Ab jetzt sind Albträume an der Tages- oder besser Nachtordnung. Es ist nicht leicht, das segensreiche Traumfresserchen zur Rückkehr an seinen einstigen Stammsitz zu bewegen – der König schafft es letztendlich – was wäre er sonst für ein König! Die Geschichte ist allerliebst – sie ist ein kleines Juwel der Puppenbühne.

Ob die Kinder mitbekamen, welch ungeheuer fein abgestimmtes Räderwerk hinter der 16. und dabei leider vorläufig letzten Aufführung von Michael Endes „Traumfresserchen" steckte? Welchen Aufwand das Brandenburger Theater betrieb, um den kleinen Rangen einen schönen Abend zu gestalten. So weh es dem Landboten tut einen Abgesang auf dieses wunderbare Stück singen zu müssen, so gerne hätte er die paar Gören in Traumfresserchens Kessel expediert, die da ununterbrochen quengelten: „Mama, wann is'n det endlich zu Ende?" Das ist die „Generation Playstation, die Generation „Fernsehverblödung", die „Hyperaktiven", in die man schon mit fünf Jahren täglich sedierende Chemie hineinstopfen muss, um sie für ihre Mitwelt erträglich zu halten und an die jegliche Ende'sche Kunst verschwendet ist. Denn was das Theater dort meisterhaft, entzückend und verzaubernd umsetzte, war hohe und höchste Bühnenkunst, war eine Einladung an kindliche Phantasie, war ein Märchen, gehaltvoll und unterhaltend zugleich. Aus Michael Endes Feder stammt es. Das ist der leider viel zu früh verstorbene Mann, dessen Einfallsreichtum beinahe unerschöpflich war und der ein um das andere Mal ein Hohelied auf die Phantasie anstimmte. Ohne sie könnten wir die Dinge nicht nutzen, die unsere Sinne nicht erfassen vermögen und die doch aus unserem Leben nicht mehr wegzudenken sind – seien es die Radiowellen oder der elektrische Strom. Phantasie, die vom täglich aus der Glotze herausrieselnden, geistlosen Privatsender-Programm und den Computerspielen planmäßig abgetötet wird, wie man in erschreckender Weise bei dem jungen Publikum bemerkte. Selbst Herrn GMD Helmraths Dirigat hätte es wohl nicht mehr gerissen, so wenig wie die lieblichen Stimmen von Esther Puzak oder Elisabeth Umierski – die kräftig-mannhaften Sangesbeiträge von Klaus Uhlemann, Hausschauspieler Harald Arnold und Maximilian von Mayenburg.

Die kleinen Rangen haben dafür keine Ohren mehr. Ihre Welt ist voller nervtötendem Geballer, sinnlosem Machtgehabe von Fernseh-Monstern, die den armen Wichten für ein paar Momente eine Identifikationsmöglichkeit bieten und damit deren Ohnmachtserleben samt den damit unweigerlich gepaarten Minderwertigkeitskomplexen kompensieren. Was soll ihnen eine Prinzessin, was König und Königin – was ein wundervolles, zum Verlieben schönes Traumfresserchen? Es ist ihnen fremd. Der am Ende verabschiedete Wolfgang Rudolph, die beiden Kusiors und Katha Seyffert kamen, wie es im Parkett aussah, trotz hervorragender Spielleistung nicht gegen die gezüchtete Leere in manchen kindlichen Köpfen ihres Publikums an. Es war und ist trotz alledem ein großartiges Kunstmärchen, es war eine großartige Vorstellung – begleitet von einem phantastischen Orchester – den brandenburgischen Symphonikern. Kinder brauchen Märchen? Mag sein. Zumindest dachten wir das immer. Die aber, welche das Ende dieses Stückes herbeisehnten, die brauchen eine Playsi, eine Wii, geistlose Ballerspiele. Bei denen ist Hopfen und Malz verloren. Es ist so schade! Deutschland hätte Grund zur Hoffnung, wenn alle anwesenden Kinder dem Stück so atemlos gefolgt wären, wie das Stück es verdient hätte. Aber noch ist Polen nicht verloren: Oben, vom Rang aus, da sah man auch andere Kinder – Kinder deren Augen noch leuchteten, die mitgingen, die sich in das Stück hineinziehen ließen, selbst vierzehnjährige Mädchen darunter. Doch, doch – es gab sie und der Applaus am Schluss hat uns wieder versöhnt. Besonders die Verabschiedung von Wolfgang Rudolph, dem Wendeaktivisten, fiel mit stürmischer Heftigkeit aus und bewies die Wertschätzung eines Mannes, der zu den Besonderen zählt, zu denen, die mit einem großen Herzen begabt sind. So wie Michael Ende – der Autor, der einem schönen Traumfresserchen das Theaterleben schenkte, für Kinder, die Augen haben, diese Schönheit zu sehen.

Vom Sinn der Avocado

Christiane Ziehl führt am BT die Feuchtgebiete auf

Michael L. Hübner

Vielleicht sind es die zweitausend Jahre Christentum, die dem Abendland eine so rigide Sexualmoral übergeholfen haben, dass dieser Befreiungsschlag nötig war. Charlotte Roche brach mit jedem noch existierendem Tabu. Allerdings waren diese Tabus seit ewigen Zeiten schon hohle, tönerne Gefäße – selbst Marquis de Sade hatte bereits vor zweihundert Jahren vom Leder gezogen, dass die Schwarte krachte und saß dann auch postwendend dafür in der Irrenanstalt von Charenton, bis der Tod ihn erlöste. Man konnte treiben, was immer man wollte, solange man es nicht in der Öffentlichkeit trieb. Einschlägige Zeichnungen der Griechen, der Römer, der Ägypter, der Völker des Barock beweisen hinlänglich: Zur Erlangung eines sexuellen Höhepunktes wurde noch nie etwas ausgelassen, was landläufig den Begriff der Perversion erfüllt. Nur – und deshalb saß der unglückliche Marquis ja im Irrenhaus – es musste alles mehr oder weniger versteckt geschehen, unter der Decke, in aller Heimlichkeit, Entree ins Separee nur mit Empfehlung.

Roche stürmte die letzte Bastion, mit der sich auf dem Literaturmarkt noch Furore machen lässt, und eigentlich – Hand aufs Herz oder wohin auch immer – das Buch entbehrt so jeglicher Substanz. Die Geschichte ist unserer Einschätzung nach fade, gestalt-, saft- und kraftlos. Da ist ein achtzehnjähriges Mädchen – also, achtzehn muss sie schon sein, darauf achtet unser Säkulum

noch – die leidet an Hämorrhoiden und an der Trennung ihrer Eltern. Sie liegt im Krankenhaus und sinniert und bändelt mit dem Pfleger an und mit den Auswirkungen ihrer Pubertät... Auf Teenies, die selbst noch um ihre Identität ringen und um die Position in der Gesellschaft, deren Eltern das Areal um die Lenden herum immer noch verschämt als Pfui-Gebiet deklarieren, mag der Stoff ja unheimlich attraktiv wirken. Einem alten Faun aber, der in jungen Jahren die Medizin und Anatomie studierte, ringt das Beziehungsgefüge der Helen Memel, in das sowohl ihre Eltern, der Pfleger, als auch ihre Genitalien bis hin zum Po einbezogen sind, bestenfalls ein müdes Gähnen ab. Ach, Helen, werde erwachsen und lerne, dass es noch mehr gibt auf der Welt als die Lustgefühle, die ein Duschkopf an Deiner Vulva auslöst oder Dein Nichtverstehen-Können, dass Menschen sich wandeln und ihre Liebe sich irgendwann einmal in Gleichgültigkeit verkehrt. Paradiese, die man einst hatte, lassen sich selten zurück zwingen.

Bestenfalls kann man daran arbeiten sich neue zu schaffen. Also bleibt Roches Protagonistin Helen gefangen in ihrer kleinen Welt von Pos und Geschlechtsorganen, der Suche nach Lustgewinn und wir vermissen den geringsten Bezug zu den übrigen Wundern der Welt, wenn wir von den zu Biodildos gezüchteten Avocados einmal absehen. Wo bleibt Bachs Musik, wo das japanische Kirschblütenfest, wo das Kalben der Gletscher Grönlands, wo die Musik und Tanz der Neger Afrikas und die mystische Schönheit der Highlands oder Macchu Picchus? Gibt es außer den Beziehungen zu einzelnen Teilen des Körpers und der eigenen Familie nichts anderes mehr, was das Leben verlohnte? Im Groben ist das der Hauptansatzpunkt der Kritik des Landboten an Roches Werk. Die angebliche Schamlosigkeit interessiert uns herzlich wenig. Wir, die wir der paulinischen Körperfeindlichkeit seit langem skeptisch gegenüber stehen, sind alles andere als geschockt. Die verlogene Spießigkeit der westlichen Hemisphäre ist für uns nicht mehr als ein absurder Anachronismus, verantwortlich für millionenfache Bigotterie. Was wir der kleinen Helen am meisten wünschen, ist: Mädel, bekomme irgendwann einmal einen Sinn dafür, dass es noch mehr Schönes auf Erden gibt als Dein notorisches, Dich so ganz auszufüllen scheinendes Herumgespiele an Dir selbst.

Achtung hingegen zollen wir der Interpretation Christiane Ziehls, der Chefin des Brandenburger Jugendtheaters und ihrer Truppe, die das Stück grandios übersetzte. Vom reduzierten und doch sehr eingängigen Bühnenbild bis hin zu den außerordentlich professionell agierenden Nachwuchs-Mimen, von der Gratwanderung zwischen den Abgründen vulgärer Pornographie und der einschläfernden Wirkung einer Psychoanalyse eines immer noch mit seiner Pubertät ringenden Mädchens, bis hin zu einer fehlerfreien, beinahe zweistündigen Umsetzung des eben nicht leicht für die Bühne zu übersetzenden Stoffes fand Frau Ziehl zu einer Inszenierung, die nicht umsonst bis zur letzten Aufführung ausverkauft ist.

Was die Jugendlichen auf der Brandenburger Studiobühne in Szene setzten, verdient mehr als Respekt. Das Stück verlangt von den jungen Menschen Überwindung und ein Übermaß an Professionalität und schauspielerischem Können. Gerade die fünffach besetzte Helen – ein Geniestreich übrigens der begnadeten Regisseurin Ziehl – ist von der Kritik nicht hoch genug zu loben. Die fünf jungen Damen sahen ihrem Publikum fest in die Augen, fixierten es, zwangen es zu folgen. Der Skandal, um dessentwegen so mancher ins Theater gekommen sein mochte, blieb aus, nicht zuletzt geschuldet der mimischen Glanzleistung dieser fünf Mädels. Sie transportierten das sich selbst suchende, in sich zerrissene Mädchen Helen Memel so grandios und facettenreich, einander dermaßen ergänzend und von solch überwältigender Synchronität auf die Bühne, dass der Kritiker, sei er noch so verknöchert, nur noch wie jener Kirchenfürst im Angesicht des nackten David Michelangelos sagen kann: Er widerspricht zwar eklatant unseren Moralvorstellungen, aber er ist einfach nur – göttlich! Etwas zu hektisch und aufgedreht begegnete uns die Figur des Professors, war er als Karikatur angelegt? Auch der Rest der Nebenrollen mit Ausnahme des Anästhesisten kam nicht so recht zum Tragen. Allen außer den Helens fehlte diese scheinbare Fluffigkeit, dieses aus der Hand spielen, diese absolute Verinnerlichung der vorgegebenen Identität, der Rolle eben. Es sieht beinahe so aus, als hätte Christiane Ziehl den Fokus direkt und bewußt auf die fünf Helens gelegt, und um diese auch recht zu unterstreichen, die Farbigkeit der Begleitrollen etwas heruntergefahren. So fanden wir uns in einer Art Kammerstück wieder, einem Einakter, der es auf die beachtliche Länge von beinahe zwei Stunden brachte und nur von Zeit zu Zeit einen running gag, wie den etwas hilflos wirkenden Zivi integrierte, der sich lediglich zweimal nach dem Stuhlgang erkundigen durfte.

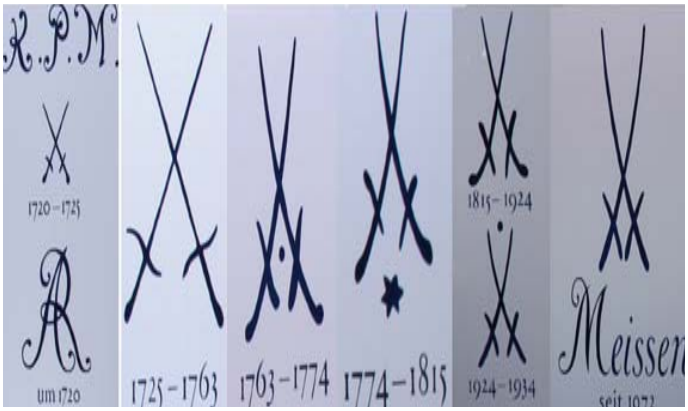
Alles in allem ist diese neueste Produktion des Jugendtheaters jedoch wieder einmal ein kulturelles Muss! Die ausverkauften Termine sprechen eine gleichlautende Sprache. Man gewinnt die Befürchtung, das Jugendtheater wüchse nach und nach in die Rolle eines Feigenblattes hinein, das sich das Brandenburger Theater in Ermangelung eines festen Ensembles schmückend um die Lenden bindet. Was die Alten dem Theater an finanziellen Mitteln knausernd versagen, holen 15 enthusiastische Jugendliche wieder heraus zum höheren Lobe und Ruhme der Brandenburger Theaterlandschaft. Das ist das eigentliche Absurdum. Darin liegt der wirkliche Skandal begründet, der die Brandenburger auf den Plan und ins Theater locken sollte: Mit ihrer Schauspielkunst und ihrem Bühnenblut im Herzen beschämen diese Kinder und Jugendlichen all jene, die das Brandenburger Kulturleben peu a peu auszutrocknen gedenken, weil sie ihm keinen direkten finanziellen Mehrwert zusprechen. Ach, wenn diese Leute sich doch nur beschämen ließen... Jede Produktion des hervorragenden jungen Ensembles aber bedeutet ein weiteres starkes Argument für den Erhalt einer funktionierenden Schauspielbühne im Theaterpark.

Weißes Gold vom Elbestrand

Die Porzellanmanufaktur in Meißen

Jules F. - S. Lemarcou

Meißen – ein Zauberwort. Dem Kunsthistoriker sicher auch magisch in den Ohren klingend durch den gewaltigen Namen des Architekturgiganten Arnold von Westfalen. Die meisten Menschen aber verbinden mit dem Elbestädtchen nördlich von Dresden die beiden blauen, gekreuzten Schwerter. Das weiße Gold – die von Johann Friedrich Böttger gefertigte Unabhängigkeitserklärung gegenüber dem übermächtigen Osten. Porzellan – Zeichen höchsten Geschmacks, Objekt



der Begehrlichkeit von Adel und Bürgertum. Meißen war und ist die unbestrittene Nummer Eins unter denen Porzellanmanufakturen. Kahla, Fürstenberg, Rosenthal, die Berliner KPM, Weimar..., ja, ja.

Nicht schlecht. Nicht schlecht?! Ist ja gut! Dann also – Chapeau! Aber – echte Konkurrenz brauchte das Meißner nur ein einziges Mal in der Geschichte zu fürchten: Das war das Plauer Zeug, nicht das Thüringer, nein, das vom Havelstrand, das, welches von Görne machen ließ und welches sein verrückter Nachfolger auf Schloss Plaue, jener unselige Idiot und Gewaltmensch Wilhelm von Anhalt in der Havel versenkte, dieses Porzellan dürfte noch heute ein albtraumhafter Name in Meißen sein. Doch die Plauer Episode währte kurz. Einige Stücke der Meißner Manufaktur aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts

erinnern noch an die Zeit, als eine kleine Manufaktur im Preußischen die Sachsen das Fürchten lehrte. Nun steht sie da, die Manufaktur zu Füßen der Albrechtsburg, unangefochten, selbstbewußt, strahlend. Meißner, von der Großmutter auf die Enkelin vererbt, Familienschatz, exklusive Morgengabe oder Mitgift, unvergängliche Wertanlage – welche Tragödie, wenn auch nur ein Stück des legendären Weinlaubs oder des blauen, vielkopierten und dennoch unerreichten Meißner Zwiebelmusters aus Versehen zerbricht.

Man fühlt es, wenn man die Hallen der Meißner Manufaktur betritt. „Wir sind nicht Ming, wir sind nicht Imari – aber wir sind Meißen“,

verkünden die strahlenden Vitrinen, deren Stücke mit Preisen ausgewiesen sind, die nicht selten einem Neger in Afrika, einem Kuli in Indonesien oder einem Indio in Südamerika ein Jahrzehnt des Überlebens ermöglichen würden. Kann man da noch sagen, die Tasse, die Bodenvase, der Leuchter sei es wert? Vielleicht ist das eine philosophische Frage. Wir können sie an dieser Stelle kaum beantworten. Was aber ins Auge fällt, ist der Umstand, dass sich auch der Kitsch in Meißen durch die Jahrhunderte behauptete. Selbst der Adel vergangener Epochen, der den guten Geschmack für sich gepachtet zu haben glaubte, deklassierte sich durch sauteure Figurinen, die den Charme einer Barbiepuppe entwickeln. Großköpfige Kätzchen mit ach so süüüßen Augen, schmachtende Schäferinnen - das Disney-Prinzip in Porzellan. Es ist des Meißners so unwürdig. Dieser unglaublich überzahlte Tinneff taugt nicht für die gehaltvollen blauen Schwerter. Aber es bringt Geld. Und wie sagte schon der Landsknecht in Kellers „Ursula“: ...Geld soll man nehmen, wo es eben kommt! Also produziert Meißen auch tonnenweise Kitsch. Das stimmt uns traurig. Aus Arita kennen wir solchen Blödsinn nicht. Aber was soll‘s. Wir müssen ja nicht hinschauen.

Wir können uns ja festhalten an dem Weinlaub, an den roten Drachen, an dem blauen Zwiebelmuster. Und wir können träumen – denn zu viel mehr lässt uns die Manufaktur keine Gelegenheit. Denn wir sind nur bescheidene preußische Journalisten, keine russischen Oligarchen, keine japanischen Industriellengattinnen, kein abgehalfterter europäischer Adel, der Jahrhunderte lang seine Untergebenen kujonierte, um solche Reichtümer zusammenzuschachern, wie man sie in Meißen, Moritzburg und in der Residenz genugsam bewundern kann. Na, lassen wir mal die historische Galligkeit gegenüber den privilegierten Schichten und resümieren wir: Scheen isses doch – das Meißner. Und es ist und bleibt – die Nummer 1! Das warme, weiße Herz Sachsens – des geliebten Nachbarn am Oberlauf von Mütterchen Elbe.

Winterträume in Sachsen

Aschenputtel-Ausstellung auf Schloss Moritzburg

Kotofeij K. Bajun

Eines der schönsten und berühmtesten Schlösser Sachsens sieht sich im schneekalten Winter 2009/2010 einem Besucheransturm vorher sicher unbekannten Ausmaßes gegenüber. Die Moritzburg wird in diesen Tagen das Herz ihrer Direktion höher schlagen lassen. Stundenlange Wartezeiten,

Die Moritzburg in Sachsen

ein deutsch-böhmisches Stimmengewirr, ein ungeheures Gedränge in den weiträumigen Hallen und Treppenhäusern des großartigen Jagdschlosses der sächsischen Kurfürsten und Könige dokumentieren hinlänglich, dass die alten Mauern etwas sehr, sehr Attraktives beherbergen müssen. Den Jagdsaal mit den Hirschgeweihen? Das Meißner, die Gemälde, den Monströsitätensaal? Das Gesamtensemble? Nein, es ist ein Film, der unter anderem hier vor sage und schreibe 37 Jahren gedreht wurde. Die Moritzburg gab die Schlosskulisse für die böhmische Version des Aschenputtel-Themas aus der Feder von Božena Nemcová. „Drei Haselnüsse für Aschenbrödel" heißt das Jahrhundertwerk der böhmisch-deutschen Filmcrew, das sich als Wintermärchen in die Herzen beider Nationen spielte und eine der überflüssigsten Grenzen Europas, die zwischen Sachsen und Böhmen nämlich, schon im Jahre 1973 komplett aufhob und beiden Völkern einen gemeinsamen kulturellen Schatz bescherte.

in der Ausstellung

Welche Bedeutung dieser cineastischen Preziose noch heute zugemessen wird, darüber können wohl die Kassen der Moritzburg beredt Auskunft geben. Aber werden die Besucherströme durch ein harmloses Märchen, ein paar hübsche Kostüme oder das liebliche Gesicht der Libuše Šafránková in den Bann gezogen? Oberflächlich gesehen könnte man dieser Deutung folgen. Doch schaut man genauer hin, so spiegelt sich in den Minen der Leute ein anderes Phänomen: ihre eigene Sehnsucht! Die unstillbare Sehnsucht nach einer Idylle, die selbst noch das Elend, die Armut und das Verstoßensein romantisch verklärt und anheimelnd erscheinen lässt, zog die Leute in die Moritzburg. Es ist diese alltägliche Erfahrung mit der Bosheit und Missgunst Nahestehender, die bei den Meisten zwar auch ein Charakteristikum der eigenen Seele ist, aber dennoch nur beim Gegenüber als störend empfunden wird, die dann aber bei den bösen Anderen ebenso realitätsfern wie glorreich zugunsten des Schönen und scheinbar Unterlegenen überwunden wird, welche die Leute aus dem Häuschen bringt. Wenn dann noch die Verpackung stimmt, dann gibt es kein Halten mehr. Und die Verpackung stimmte! Der Film war wirklich ein ins Herz treffendes Gesamtkunstwerk, der den Nerv der Leute berührte. Jede Einstellung, jedes Kostüm, jede Geste, jede Landschaft ein einziger Traum, der Barbie ins Reich der Banalitäten schickte. Da nimmt das Volk bei Schnee und Frost lange Wartezeiten in Kauf. Das wollen sie sehen. Dem wollen sie nahe sein. Möge ein Hauch davon an ihnen haften bleiben.

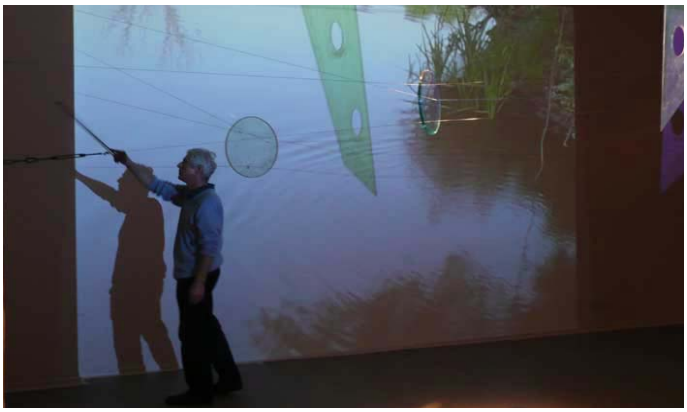
Nicht länger ist das Jagdschloss ein Museum der staatlich-sächsischen Kultusbehörde – für die Dauer der Filmausstellung, die Requisiten und Kulissen der damaligen Aufnahmen zeigt, ist dieses Schloss eine Wallfahrtsstätte, ein kleines Lourdes, eine Wilsnack, ein Mini-Mekka. Und es ist schade. Denn viele erstehen wirklich nur das Entree für die Filmausstellung. Hat dieses Schloss nicht unendlich viel mehr zu bieten? Was ist mit dem sensationellen und einmaligen Federkabinett, was ist mit dem schönen alten Billardtisch, umrahmt von Imari-Vasen – eine schöner als die andere? Was ist mit den Gemälden, den handwerklich meisterhaft gefertigten Möbeln und Sekretären? Lohnen die keinen Blick? Anscheinend für viele nicht. Altes Gerümpel für die, welche nur ihren Tagträumen und Illusionen hinterherhecheln. Man kann es bedauern. Aber es ist die Welt, in der wir leben. Und wenn die Traumjäger helfen, mit ihren Billets ein Paradeschloss zu erhalten, wenn sie mit ihren Berichten zu Hause helfen, die Popularität der Moritzburg zu steigern, dann heiligt der Zweck allemal die Mittel. In diesem Falle tragen die „Mittel" sogar die bezaubernden Züge einer ebenso klugen wie schönen böhmischen Jungschauspielerin und eines Märchenfilms von Format. Kein Grund also, sich zu verstecken. Im Gegenteil - es ist dem Preußischen Landboten eine Freude, seine bescheidenen Möglichkeiten demselben Ziel anheimzustellen. Die Moritzburg ist immer eine Reise wert.

der verlorene Schuh

Wollhandkrabbe und Eurotunnel

Michael L. Hübner

Was ist eine akustische Skulptur? Wer das herausbekommen möchte, dem öffnen sich seit Freitag die Brennabor-Kunsthallen zu einer ungewöhnlichen Exposition. Thomas Schulz, international renommierter Tonkünstler, stellte auf seiner Vernissage Skulpturen und Installationen vor, die auf den ersten Blick verwirren. Schon der Untertitel: „Das organisierte Versprechen in den Stimmen der Seezunge" mutet kryptisch an. Dann aber



ergibt es peu a peu ein Sinn: Alles dreht sich irgendwie ums Wasser, dem Element, dem wir entstammen und das wir nach all den Milliarden Jahren der Evolution noch immer vorzugsweise in uns tragen. Es ist gleichsam eine Werkschau, wie einer der Laudatoren, Dr. Christoph Metzger bemerkte. Eine Werkschau aus dem über 25jährigen Schaffen eines Künstlers, der bereits den Eurotunnel unter dem Ärmelkanal akustisch auslotete und das Jahrhundertbauwerk in seiner Entstehungsphase bespielte. Relikte dieses Schaffens finden sich in einer s-förmigen, verschraubten Pipeline, aus deren unergründlicher Tiefe die Baugeräusche vom Tunnel empor quellen. Ebenfalls auf den Tunnel nimmt ein weiteres Stück Bezug, eine Art Wandgemälde: Ein riesiger ausrangierter Bohrkopf leuchtet dem Betrachter aus einer Glaskugel entgegen, die einst das Grab eines Friedhofes schmückte. Über den gelangten die Bauarbeiter damals zur Baustelle...

Dann aber durchziehen Drähte den Raum. Thomas Schulz, ein Urenkel Rainer Maria Rilkes übrigens, dem die lange, hagere Gestalt des berühmten Ahnen und dessen Liebe zur Sprache auf Schritt und Tritt anzumerken sind, greift einen Cello-Bogen und bespielt diese langen, kabelähnlichen Strings. Der Raum beginnt sich mit beinahe mystischen Klängen zu füllen. Im Hintergrund laufen drei riesige Videoinstallationen zum Thema Landschaft, Mannschaft und Kreatur. Und alle haben sie mit dem Wasser zu tun: Die Landschaften wurden dem Gülper und dem Hohennauener See sowie der Elbe entlehnt, man sieht Schulzes Freund, den Strodehner Fischer Wolfgang Schröder bei der schweren Arbeit, man sieht die Fische und die Wollhandkrabben, die als Wildimport über den Hamburger Hafen aus Asien eingewandert sind und die als gefischter Nahrungsmittelexport ihren Weg zurück nach Asien antreten.

Schulz besingt die Natur und er lässt die Natur sich selbst besingen. Doch sein eigentliches Material ist die Sprache. Aus seiner Zeit als akkreditierter Assistent am Straßburger Europaparlament stammt eine Sprachinstallation, die das polyglotte, das nahezu babylonische Stimmengewirr des täglichen Parlamentsbetriebes reflektiert. Die Kunst des 57jährigen Schulz, der schon mal als akustischer Bildhauer charakterisiert wird und bereits in New York, Dresden, Donaueschingen, Berlin, Montreal, Antwerpen, Aachen, Frankfurt am Main, Hamburg, Paris und Kassel ausstellte, hätte wahrscheinlich die Ausstellungshallen des Big Apple zum Überborden gebracht. Brandenburg an der Havel ist zwar nicht New York am Hudson, wer aber dennoch auf metropolitane „neuropäische“ Kunst neugierige ist, kann sich noch bis zum 27. 2. in den Brennabor-Hallen inspirieren lassen.

Inhalt

12,5 Pfennig ... 3

Auferstanden aus den Kleidern ... 3

Blut verlangt nach Blut ... 4

Brandenburger Countryclub feiert „Jugendweihe“ ... 5

Buntes aus dem Bischofssitz ... 5

Burg Kriebstein ... 6

Cinderella ... 8

Dame mit Zivilcourage ... 9

Ein großer Detektiv nimmt Abschied ... 10

Ein Schalksnarr und eine Ein-Mann-Armee ... 11

Ein Schweinchen auf großer Reise ... 11

Ein Sommernachtstraum im BT ... 12

Eine verhinderte Stadt an der unteren Havel ... 13

Faszinierende Gotik ... 14

Festliche Adventsmusik im Dom ... 15

Freikugeln und Teufelsspuk am BT ... 15

Frühe Memoiren ... 16

Geistreiches Spiel mit dem Feuer ... 17

Herrenhäuser in der Mark ... 18

In Staub mit allen Feinden Brandenburgs ... 18

Jakobinische Agenten in Berlin ... 19

Mimi – La Bohème ... 20

Mord im weißen Kittel ... 21

Nach Kleist wieder eine Oper am BT ... 22

Q 10 ... 22

Quitt ... 23

Schule im Aufwind ... 24

Schweine – Liebenswertes Borstenvieh ... 25

Traumfresserchens Abgesang ... 26

Vom Sinn der Avocado ... 26

Weißes Gold vom Elbestrand ... 27

Winterträume in Sachsen ... 28

Wollhandkrabbe und Eurotunnel ... 29